

Das Buch vom Dunkel Hupfala!



Chemnitz, Verlag von E. Focke.

→ Schwarzhart Niderschwarzer, Bl. VI/88,
Nr. 229 (2. Aufl. 1872) 350.

№ 43

Anna Pabz
Weyheime

Geroldsmat von Pfinggen

Ingrid Marko
wshi

1874
March 1st
1874

Received of
the

Front.

92 S.

7 lithogr. Tafeln



Das Buch

von

Onkel Töplasa

für

kleine und größere Kinder.

Verschen und Geschichten

von

Julius Bähler,

Versasser von „Herr und Madame Bernegros“, „Robinson's Thierbude“,
„der zoologische Garten mit Thieren aller Arten“ u. s. w.

Bunte Bilder

von

Fedor Gluzer in Chemnitz.

Chemnitz.

Verlag von Eduard Focke.



[1865]

H/M 257050

INTERNATIONALE
JUGEND
BIBLIOTHEK
München

Ein Mädchen und ein Knabe,
Ein lieb Geschwisterpaar,
Die hatten einen Onkel,
Der gar so freundlich war.

Des Abends so um sieben,
Da kam er auf Besuch
Und mit ihm unter'm Arme
Sein buntes Bilderbuch.

Die Kinder dann vor Freude,
Die jauchzten: „Er ist da!“
Und er lacht: „Guten Abend!
Da bin ich; Hopsasa!“

„Guten Abend, lieber Onkel!
Geschwind, komm' nun herein.
Erzähl' uns nun Geschichten
Und sing' uns Liedchen fein.“

Der Onkel dreht am Barte
 Und macht ein klug Gesicht,
 Und nicket mit dem Kopfe
 Und sezet sich und spricht:

„Mag's sein! Na setzt euch nieder,
 Hin auf das Bänkchen da,
 Und spizet fein die Ohren,
 Gleich geht's los. Hopsasa!“

So zeigte er nun Bilder,
 Ein Duzend wohl beinah,
 Erzählte auch Geschichten
 Mit Heisa, Hopsasa.

Die Kinder aber saßen
 So still, wie eine Maus,
 Und klatschten in die Hände,
 War ein Geschichtchen aus.

Und nun ihr Kinder alle
 Vom Land und aus der Stadt,
 Wollt ihr auch gerne wissen,
 Was er erzählet hat,

So bittet eure Eltern
 Und folget ihnen ja,
 Sie kaufen's dann, das Büchlein
 Vom Onkel Hopsasa.

Klein Liesbeth und der Zeisig.

Klein Liesbeth und ihr Zeisig,
 Die sind wie Zwillinge's Kind,
 Weil Beid' an einem Tage
 Vom Storch gekommen sind.

Klein Liesbeth und ihr Zeisig,
 Die haben sich so lieb;
 Das Kind sagt: „Bist mein Mägdchen!“
 Der Vogel singt: „Zshiep! Zshiep!“

Klein Liesbeth schläft im Bettchen,
 Im Bauer träumt der Maß;
 Doch morgens so um sechs
 Besuchet er seinen Schatz.

Er pikt das Kind an's Nässchen,
Singt: „Zschitschewitsch, piep, piep!
Die Milch wird kalt im Rännchen,
Steh' auf, du Tagedieb!“

Klein Liesbeth reibt die Gucken
Und spricht: „Du Bösewicht;
Na wart', den Frühstückszucker
Bekommst du heute nicht.“

Mit manchem Ach! und Gähnen
Fährt's Kind in Kleid und Schuh;
Das lose Vogelmässchen,
Das singt vergnügt dazu.

Doch ist der Anpus fertig,
Hopp! geht's in's Stübelein
Der Vogel fliegt auf's Tissschen,
Das Kind schenkt Milch sich ein.

Der Mag macht tausend Knixchen,
Doch böß scheint Liesbeths Blick,
Bis sie mit hellem Lachen
Ihm giebt das größte Stück.

Der Maß kneipt's in die Finger
 Vor lauter Lust und Freud',
 Und's Kindchen spricht: „Weß' immer
 Hübsch früh mich, so wie heut.“

So haben Kind und Zeißig
 Sich immerdar recht lieb,
 Und wenn sie sich auch schelten
 Mit „Wicht“ und „Tagedieb.“

Ginst kam der böse Winter,
 Den Zeißig fror's: hu, hu.
 Da strickt' ihm Liesbeth Strümpfchen
 Und's Strumpfband auch dazu.

Und als die Strümpfe fertig,
 Sprach Liesbeth: „Die sind dein;
 Nun mache kein Sperrenzel
 Und steck' die Füß' hinein.

Der Maß hob seine Beinchen,
 Das Kind sagt: „Schieb' doch, schieb'!“
 Der Zeißig sang: „Sie passen!
 Hurrah! Zschittschewitsch, piep, piep!“

So leben die zwei Beiden
 Und sind wie Zwillinge-Kind,
 Weil Beid' an einem Tage
 Vom Storch gekommen sind.

Die Stadtmadam.

In der Mitte eines Dorfes stand das Kirchlein auf einem Hügel. Nicht weit davon guckte aus dem Laube guter Aepfel- und Birnenbäume das alte Pfarrhaus hervor.

Darin wohnten zwei kleine muntere Mädchen, Lieschen und Marie. Beides waren gute und folgsame Kinder und machten ihren Eltern viel Freude. Ihr Herz war sanft und ihre kleine Hand gab gern, wenn sie auch manchmal gern neckte.

Das wußte am besten der alte Karo, ihr Spielgefährte und immerwährender Begleiter.

Schon frühzeitig am Morgen saß er vor ihrem Schlafkammerlein und spitzte seine abgeschnittenen Ohren und horchte, ob die Kinder noch nicht aufstehen wollten.

Und that sich nun das Kämmerlein auf und hüpfen die beiden Mädchen lustig heraus, dann bellte er vor Freude und

die Kinder riefen neckend: „Guten Morgen, alter Karo! Wartest du auf uns, oder auf deine Milch, die du uns so gern abbettelst?“

Der alte Karo aber machte dann ein verschämtes Gesicht und wedelte mit dem Schwanz, als wollte er damit sagen: „Ich warte auf Euch, und — freilich auch auf meine Milch.“ Des Mittags hatte er seinen Platz auf einem Kindertischchen zwischen den Stühlen seiner kleinen Damen und guckte mit sehnsüchtigem Blicke bald auf die eine, bald auf die andere. Dauerte es ihm aber zu lange, ehe ein Stückchen Fleisch oder ein Knöchelchen ihm dargereicht wurde, so holte er recht, recht tief Athem und sah wieder die speisenden Mädchen an, ob sie seine schmerzlichen Seufzer auch wohl verstanden hätten.

Die Kinder wußten recht gut, was ihr alter Freund wünschte, und hatten schon längst für ihn gesorgt und Lederbissen am Rande des Tellers zurecht gelegt. Aber das schallhafte Pieschen gab dem nebenansitzenden Mariechen mit dem Ellenbogen einen sanften Stoß und flüsterte leise: „Hörst du unsern Bettelmann? Er muß aber noch mehr bitten.“

Endlich lief dem alten Karo vor Sehnsucht das Wasser im Maule zusammen; er setzte sich auf seine Hinterbeine, machte ein Männchen, stieß mit seiner kalten Nase rechts und links an den Arm der Mädchen und knurrte so bittend als möglich dazu.

Nun war das Herz der Kinder erweicht und lächelnd gaben sie ihm sein Theil auf sein Tischchen. War aber ein Knochen dabei, den er erst zerkauen mußte, so sprach Marie: „Karo, geh zu deinem Tischtuche und mache den Teppich nicht fettig.“ Und gehorsam stapelte er zur Stubenthür und zerarbeitete seinen Knochen auf einem Stück Zeitungspapier, was die Mädchen für ihn als Tischtuch ausgebreitet hatten.

Dafür liebte aber auch sein Hundeherz die beiden Mädchen noch mehr als Schweinsknöchel und Wurstschale; mit gar bösem Blick schielte er deßhalb auf die dreifarbigte Kage, wenn sie so freundlich um seine Lieblinge herumschwenzelte, um sich einzuschmeicheln, und heimlich knurrte er bei sich: „Bärst du nur keine Kage, ich wollte dir schon die Wege weisen; aber edle Karo's beißen sich nie mit gemeinen Mäusefressern, die noch dazu spitze Krallen haben.“

So knurrte er in sich hinein und stach die Miese nur von Weitem mit seinen Blicken todt, was dieser aber ganz gut bekam.

Waren die Mädchen nicht zu Hause, dann schnoperte er verdrießlich in allen Winkeln umher und fing aus lauter Langeweile Fliegen und Mücken, und lachend erzählte dann die alte wendische Magd den heimkehrenden Kindern: „Es ist gut, daß Ihr kommt; Karo hat schon lange gesliegenklatscht.“

Des Sonntags, wenn Lieschen und Marie das schöne Rößchen anzogen, das Gesangbuch mit Goldschnitt und einen

Kirchenthaler (Pfennig) zur Hand nahmen und mit dem Vater im Priesterrocke und mit der Mutter im schwarzseidenen Kleide zur Kirche gingen, um zu Gott und seinem lieben Sohne zu beten, da nahm auch der alte Karo eine sehr ernste Miene an und ging langsam, mit gesenktem Schwanze hinter ihnen her bis zur Kirchthür.

Hier knurrte er noch einmal leise, um Abschied zu nehmen, dann setzte er sich ruhig nieder und wartete, bis der Pastor Amen sagte und die Leute aus der Kirche kamen.

Nur einmal hatte er es gewagt und war mit zur Kirchthür hineingeschlüpft. Still hatte er sich auf die unterste Altarstufe hingesezt und mit geneigtem Kopfe dem Orgelspiel und dem Gesange zugehört. Ach, wie schön war es hier!

Besonders gefielen ihm die großen Blumensträuße der Bauermädchen, aber zornig fuhr er aus seiner Andacht gestört empor, als er bemerkte, wie unter dem Gesange einige Burschen sich unterhielten und wie ein Mütterchen gar schlafen konnte.

Als aber nun die ganze Gemeinde über den vierbeinigen Kirchengänger auf der Altarstufe lächelte, siehe — da war mit großen Schritten der Kirchvater, der den Klingelbeutel zum Einsammeln der Pfennige herumgetragen hatte, aus seinem Bestübchen gekommen, hatte den Erschrockenen unsanft bei dem Felle gepackt und ihn mit einem heimlichen Kusse zum Tempel hinausgeworfen.

Seit dieser Zeit blieb er lieber vor der Kirchthüre und ging nach dem Gottesdienste so ernst, wie er gekommen, hinter seinen kleinen Damen her und der große Kettenhund im Pfarrhofe dachte dann jedesmal: „Heute war Karo wieder in der Kirche. Wer es doch auch so gut haben könnte.“

Es war Sonntag Nachmittag. Das Betglöcklein hatte schon vor einer Stunde geläutet, — die Betstunde war vorüber. Lieschens und Mariens Vater hatte den Priesterrock ausgezogen und in den Schrank gehängt, und ruhte jetzt im großen Lehnstuhl aus; die Mutter saß in der Sophaecke und machte ein sanftes Nickerchen. Die beiden Mädchen gingen in den Garten, um die Schlummernden nicht zu stören und Karo tapfelte hinten ihnen drein.

Als die drei zwischen den Blumenbeeten wandelten, wendete sich Lieschen plötzlich zu Marien, sah mit schelmischem Auge den Hund an und sagte: „Marie, wollen wir uns ein Späßchen machen?“

Marie folgte den Augen ihrer Schwester und entgegnete schnell: „Ach wohl mit unserm Karo?“

Karo, als er seinen Namen nennen hörte, spitzte neugierig die Ohren und wedelte vergnügt mit dem Schwanz.

„Ja“, erwiderte Lieschen, „Karo soll die Stadtmadam spielen, da sieht er doch zu prächtig aus.“

Bei dem Worte „Stadtmadam“ senkte sich schnell der freudig wedelnde Schwanz und der Hund schaute gleichsam bittend die Mädchen an. Diese aber hatten heute ein Herz von Stein, lachten über sein jämmerliches Aussehen und riefen: „Ja, ja, es bleibt dabei; wir feiern heut Karo's Geburtstag und er spielt die Stadtmadam.“

Karo benutzt die Gelegenheit, und hui war er unter der Gartenbank; Lieschen aber drohete ihm mit dem Finger und rief mit verstellter böser Stimme: „Hierher Karo! oder — —!“ Langsam kroch er hervor und rutschte fast auf dem Bauche zu den Grausamen. Diese rissen von dem Garnknäuel einen Faden ab und banden ihn damit an einen Baumstamm, und der Arme wagte es nicht, sich zu rühren. Schnell eilten nun die übermüthigen Kinder in's Haus, kehrten in kurzer Zeit mit einem Bündel zurück und lachten herzlich über den dummen Burschen, daß er den Faden nicht zerrißen hatte und fortgelaufen war.

Jetzt wurde er auf einen Gartenstuhl gesetzt. Marie nahm aus dem Bündel eine braun und gelb gestreifte Schürze, band sie dem Vierbein um den Hals und sagte: „So liebes Madamchen, haben Sie ein Sommermäntelchen ganz nach der neuesten Mode.“ Stöhnend ließ es sich der Hund gefallen.

Lieschen stand schon mit einer weißen Haube bereit, die gar schön mit violetterm Bände verziert war, trat jetzt an den Stuhl heran, richtete den niedergebeugten Kopf des dulddenden

Thieres in die Höh, setzte ihm die Haube auf, band sie am Halsbände fest, ging einige Schritte zurück und sah mit innigem Lachen auf den gepugten Freund. Darauf sprach sie zu der gleichfalls lachenden Marie: „Unser Madamchen ist an den Backen so mager, wir müssen links und rechts noch etwas anbringen.“

„Wahrlich, du hast recht,“ rief Marie, und brach schnell zwei volle Georginen ab, eine violette und eine dunkelrothe, und reichte sie Lieschen dar. „Das ist ein prächtiger Einfall,“ entgegnete diese und steckte eine zur Rechten, die andere zur Linken hinter Karo's Ohren, „nun fehlt nur noch der Sonnenschirm; eine Stadtmadam muß einen Sonnenschirm haben.“

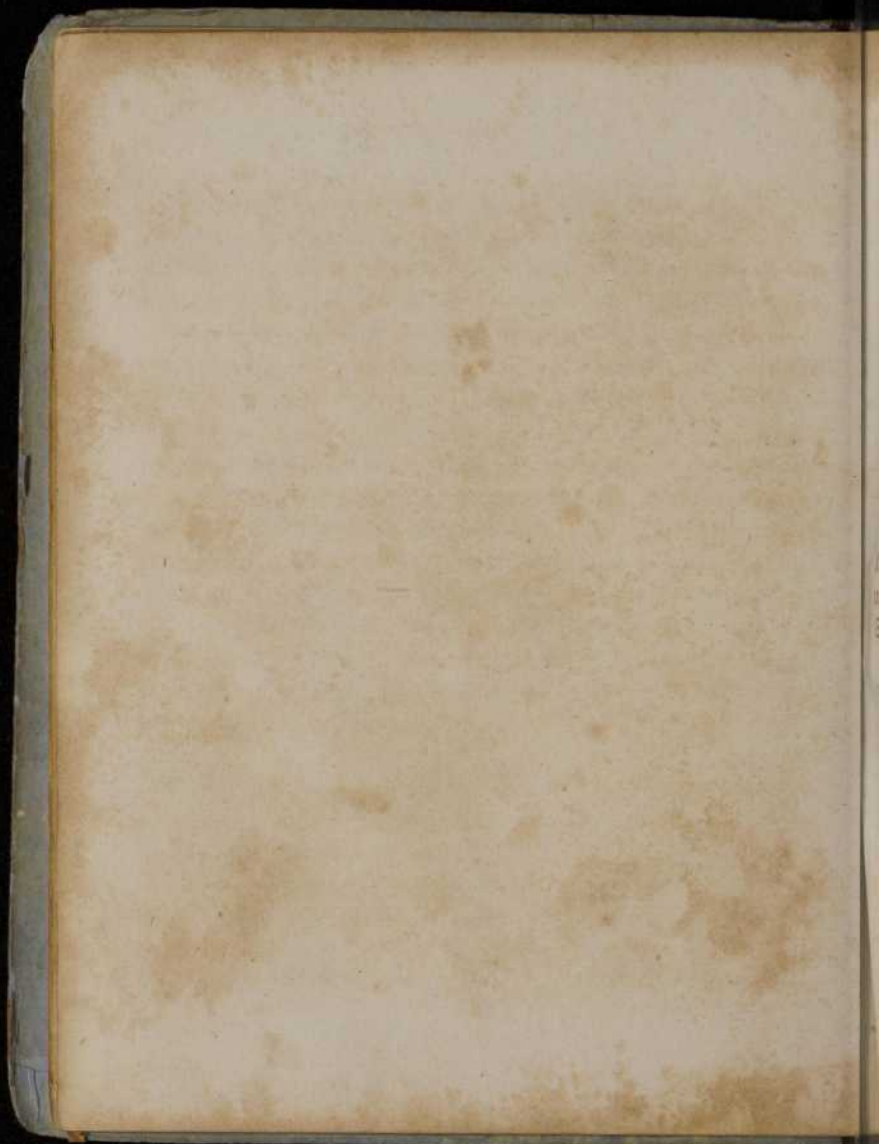
Marie errieth die Gedanken der Schwester, holte schnell von der Rhabarberpflanze ein großes Blatt, und bald war der Stengel mit einem Garnfaden an die rechte Schulter festgebunden, daß das Blatt wie ein grüner Schleier oben auf der weißen Haube lag.

„Prächtig! Herrlich!“ riefen die beiden Kinder, „nein Karo, es giebt keine schönere Dame, als du bist.“

Karo aber saß trotz seines Sonnenschirmes, Sommermantels und Kopspuges recht trübselig da, und seine Augen wurden feucht, denn so bitter hatten ihn seine Freundinnen noch nie mit ihrem Spotte gekränkt.

Da schallten von der Straße her schleppende Tritte. Lieschen lief an die Gartenmauer, um zu sehen, wer es sei.





Bald kehrte sie zurück und flüsterte Marien ins Ohr: „Weißt du, wer kommt? Es ist die neugierige Grügefuse aus dem Unterdorfe; die bleibt gewiß hier stehen und guckt in den Garten herein. Komm, wir verstecken uns in die Laube und hören mit an, was sie zu unserer Stadtmadam sagen wird.“ Marie nickte mit dem Kopfe, und Beide verschwanden in der Laube, riefen aber noch zuvor dem Hunde zu: „Karo, du bleibst!“

Die Schritte kamen näher und näher und bald stand die Grügefuse an der Mauer und schaute mit halbblöden Augen in den Garten. Als sie den Stuhl mit der Person erblickte, langte sie die Hand herüber und rief dem verkleideten Hunde mit schnarrender Stimme zu: „I guten Tag Pfarrmariechen! Sie han sich ja recht scheene angepugt.“

Das war dem alten Karo doch zu viel. Mit einem lauten Bellen erhob er sich, machte einen Satz und fort ging es wie im Fluge zum Gartenthor hinaus in den Pfarrhof hinein.

Die Grügefuse erschrak nicht wenig; in aller Hast zog sie die dargebotene Hand zurück und brummte mit vielem Ärger vor sich hin: „Man gloobt's doch nicht, wie gottlos die Kinder jest sind; sie springen und bellen wie die Hunde und haben alte, ehrwürdige Leute zum Narren.“ So großend ging sie weiter und sah sich nach Jemand um, dem sie ihr Leid erzählen könne.

Nicht weniger erschrocken waren anfangs die beiden Mädchen in der Laube. Die alte Frau that ihnen leid; nachher aber wußten sie nicht recht, ob sie sich schämen oder lachen sollten. Zulezt aber lachten sie hellauf und sprangen aus der Laube hervor. Marie eilte der Grüzefuze nach, um ihr Alles zu erzählen, und Lieschen sprang in den Pfarrhof, um den Hund einzufangen, denn sie sorgte sich um Haube und Schürze.

Hinter dem Pfarrhofe breitete sich eine große Wiese aus und auf derselben weidete gerade die zahlreiche Heerde der Hofkühe. Karo lief in entgegengesetzter Richtung und war dem Mädchen schon ein groß Stück voraus. Die weite Schürze flatterte hinter ihm her, die Haube war auf die Seite gerutscht, Blumen und Sonnenschirm hatte er verloren. Immer weiter und weiter rannte er und jetzt — war er verschwunden.

Lieschen blieb zaudernd stehen und sah sich verwundert nach allen Seiten um, bald aber setzte das Mädchen seinen Lauf fort, der Hund konnte doch nicht von der Erde verschlungen worden sein!

Plötzlich hörte das Kind hinter sich ein vielfaches Getrappel, lautes Schreien und schallendes Peitschengeknall. Erschrocken dreht es sich um. — Ueber fünfzig Kühe kamen wüthend dahergerannt, brüllend streckten sie die Hälfte vor und der Schwanz segte in der Luft umher. Die ganze Heerde war

wild geworden und vergeblich bemühte sich der Rühjunge, die Thiere zum Stehen zu bringen.

Das arme Kind erschrak bei diesem Anblicke zu Tode und wurde weiß wie eine Kalkwand, seine Knie zitterten und es konnte nicht mehr weiter. „Wenn die wilden Thiere näher kommen und mit ihren Hörnern?“ — Lieschen konnte nicht weiter denken, es sank zusammen, faltete die Hände und betete vor Angst ein Vaterunser. — Jetzt waren die Thiere beinahe da, noch einige Sprünge und das Kind schien verloren; laut schrie Lieschen auf und schloß die Augen.

Bei diesem Schrei erhob sich nicht weit davon eine weiße Haube mit einem Hundekopfe aus einem trocknen Wassergraben; der Haube folgte ein Schürzensommermantel, und wie ein gelernter Kettenhund sprang der treue Karo dem wilden Heere entgegen. Die Kühe stugten bei diesem Anblicke, den sie gewiß noch nie gehabt hatten; — die vordersten wendeten sich scheu zur rechten Seite und brausten davon; wie ein Sturmwind folgten die übrigen und hinter ihnen d'rein die bellende Stadtnadarn, bis sie über den fliegenden Sommermantel hinstolperte und mit der weißen Haube den Boden kehrte.

„Karo! Karo!“ rief eine sanfte Stimme, und Karo kehrte um. Das glückliche, das gerettete Lieschen hatte ihn gerufen und jetzt hielt es den Freund in der Noth in den weichen Armen und dieser leckte des Kindes Gesicht und wedelte rastlos mit dem Schwanze, als wüßte er, daß er das Kind gerettet

„Wo bleibst du nur mit dem Hunde“ klang es von dem Pfarrhose herüber und Marie kam herbei gesprungen.

Noch immer etwas matt vom Schrecke erhob sich Lieschen und erzählte der staunenden Schwester die Heldenthat der Stadtmadam, und noch einmal mußte sich diese ein Schock Liebkosungen gefallen lassen, bis der Hund endlich ungeduldig an der Haube und dem Sommermantel zerrte und faute. Dadurch wurde Marie erst auf sein verändertes Aussehen aufmerksam und rief erschrocken: „Aber Karo! was hast du denn mit deinem Anzuge gemacht? An der Haube hängen ja ganze Erdfloße und die Schürze ist ja ganz schwarzstreifig geworden?“

Karo's Schwanz blieb schnell stille stehen und er senkte ihn vor Sorge. Aber Lieschen nahm ihn von neuem in die Arme und sprach: „Karo hat mich gerettet, und zum Lohn soll er nie wieder die Stadtmadam spielen. Herunter mit der Haube und Schürze und von heute an bekommt er jeden Morgen zwei Tassen Milch!“

Gewiß verstand Karo diese schöne Rede, denn er bellte vor Freuden und läpperte schon mit der Zunge.

Große Wäsche.

Herzenskindel! Schmutzig Lämmchen!
 Weiß wäscht dich das gute Schwämmchen,
 Und ein Stückchen Seife d'ran,
 Glänzt mein Zungel wie ein Schwan.
 Erst die Ohren, dann die Gucken;
 Augenlieder, dürst nicht zucken!
 Plappermäulchen,
 Schweig' ein Weilschen!
 Seife, Seife, weißt mein Zungel,
 Seife, Seife beißt in's Zungel!
 Wart', du Näschen,
 Mach' kein Bläschen!
 Bist du noch so winzig klein,
 Mußt doch ausgepuset sein!
 He! ihr dicken Pausenbäckchen,
 Gleich gebt her die schwarzen Flecken!
 Pfui! ihr Feuerriepelpatschen,
 Möcht euch gar mit Sand abklatschen!
 Finger all' voll Schmutz und Schaum,
 Doch der schlimmste ist der Daum.
 Eins, zwei, drei, jetzt kommt der Bauch,
 Ist der rein, dann schmeckt's ihm auch,

Und zuletzt die Wickelwackelbeine,
 Supp! so wird mein Gickelgackel reine!
 Wird aus meinem Schmußsüßbengel
 Wischi wasch! ein Goldkindengel.
 Und nun bringt der Hemdemag
 Heidida!
 Dein Papa!
 Einen neugewaschenen Schmag.

Große Noth.

Mäpchen! Senkst ja so das Köpfchen;
 Steck' es doch in's Wassernäpfchen,
 Wird dein Kopfweh bald vergehn,
 Hab's bei Müttern oft gesehn,
 Wenn ein nasses Tuch geschwind
 Sie um ihre Stirne bind't.
 Mäpchen! Willst du nicht pariren,
 Muß der Doctor dich curiren,
 Bringt ein Duzend Flaschen her
 Und das schmeckt gar bitter sehr. —

Wirßt du gleich? — Jetzt komm ich hin! —
 Armer May, kein Wasser drin!
 Hab' vor lauter Spiel und Essen
 Dich heut Morgen ganz vergessen. —
 Da ist Wasser! Sauf mein May!
 Weine nicht! Bleibst doch mein Schatz!
 Und ich bring im Augenblick
 Dir mein größtes Zuckerstück.

Bupfleckchensack und Zuckerdose.

Die Mutter saß mit ihren beiden Kindern Abends auf dem Sopha und erzählte Geschichten. Da rief die kleine Anna: „Ach Mama, nun eine Geschichte von dir, als du noch ein Kind warst!“ „Na, na, kleiner Plagegeist!“ antwortete die Mutter, das geht nicht so schnell! Doch halt, ich weiß noch ein Verschen, das ich als kleines Mädchen von sechs Jahren meiner Mutter zum Geburtstag sagte, als ich ihr mit meiner noch kleinern Schwester früh morgens Glück wünschte.“ — Anna stellte sich aufrecht vor die Mutter hin, der sechsjährige May erfaßte sie bei der Hand und Beide riefen: „Sage es uns! sage es uns!“ Und die gute Mutter fing an: Als der

Vater mit meiner Mutter beim Kaffee saß, pochten wir ganz stark an die Thüre, machten sie dann auf und riefen hinein:

„Holla, holla! Wer ist da? —
Sind zwei kleine Leute;
Holten Blümchen fern und nah
Zur Geburtstagsfreude.
Meta wand' ein Kränzchen d'raus,
Will dir „Glück auf“ sagen.
Alma bringt den großen Strauß,
Kann ihn kaum ertragen.“

Damit liefen wir auf die Mutter zu, setzten ihr den Kranz auf und steckten ihr den Strauß an die Brust und der Vater sagte: „Mutter, nun siehst du gerade aus wie eine Braut.“

May und Anna hatten gar andächtig zugehört; aber nach einiger Zeit sagte Anna betrübt: „Mutter, das ist recht Schade, daß der Vater seinen Geburtstag gerade im Winter nach Weihnachten hat; sonst könnten wir ihm auch Blumen suchen und das Verschen sagen.“

„Ja, das ist recht dumm!“ sagte auch May, wir können ihm doch keine Eisblumen bescheeren.“

Die Mutter aber lächelte und meinte: „O, dem Vater könnt ihr auch im Winter eine große Freude bereiten; denkt nur an die vielen Geschichten, die ich euch von guten Kindern erzählt habe, und ihr werdet schon etwas finden.“ May

dachte nach und Anna auch; endlich rief der Knabe: „Ja, wenn ich nur Geld hätte, da wüßte ich schon etwas, worüber sich der Vater freute. Aber so ist meine Sparbüchse leer und ich kann noch nichts verdienen.“

Da zeigte die Mutter auf einen blau und weiß gestreiften Sack und dem Knaben war's auf einmal klar, was sie meinte. Schnell sprang er hin, holte den Sack herbei und sprach: „Mutter, du hast mir schon vielmal einen Pfennig in meine Sparbüchse versprochen, wenn ich eine Hand voll Fleckchen zupfen würde, aber ich habe immer keine Lust gehabt. Von morgen an will ich aber jeden Tag eine Portion zupfen und wenn ich recht, recht viel Geld gesammelt habe, dann weiß ich, was ich dem Vater kaufen kann, das hat er sich schon lange gewünscht. Nicht wahr, dann machst du mir ein Verschen dazu?“ Dabei neigte er seinen Mund zum Ohr der Mutter und sagte ihr etwas ganz leise. Sie aber nickte mit freudigem Gesicht und gab ihrem Jungen einen Kuß. Dann aber drohte sie mit dem Finger und sprach: „Max, Max, wirst du aber auch Wort halten? In 10 Wochen ist der Geburtstag, und wenn du das kaufen willst, dann brauchst du viel Pfennige dazu.“

Max nickte mit dem Kopfe und wollte am liebsten gleich anfangen zu zupfen. Doch die Mutter deckte den Tisch und er mußte Messer, Gabeln und Löffel schön in Ordnung legen.

Das gute Kneinchen lief der Mutter in die Küche nach, hielt sie an der Schürze fest und sagte ganz traurig: „Aber womit soll ich denn etwas verdienen; ich kann ja noch gar nichts.“

Freundlich bückte die Mutter sich zu dem Kinde nieder und sagte: „Wenn du kein Süßmäulchen wärst, da wüßte ich schon einen guten Rath, aber, aber!“ Anna ließ die Mutter gar nicht ausreden, fiel ihr um den Hals und sagte: Bitte, bitte, ich will ja Alles thun, was du willst; sag es nur.“ Da wurde die Mutter gerührt und sprach lange heimlich zu dem Töchterchen, bis dieses in die Hände klatschte und vor Freuden ausrief: „Das kann ich! Das kann ich ganz gewiß! Du sollst sehen. Also für drei Stückchen einen Pfennig? Ei, da kann ich viel kaufen.“

Am andern Morgen beim Kaffeetrinken legte Anna ihre Zuckerstücken ganz still bei Seite und trank ihren Milchkaffee nicht süß gemacht. Bei der dritten Tasse hatte sie sich aber versehen und doch ein Stück beinahe schon in den Mund gesteckt. Da besann sie sich schnell, setzte die Tasse nieder, nahm den Zucker und schloß ihn schnell in ihr Schränkchen ein. Der Vater verwunderte sich darüber und sprach: „Was machst du denn mein Kneinchen? Du willst wohl nachher mit deiner Puppe Kuchen und Beben backen?“ Anna aber wurde roth bis über die Ohren und sah schnell die Mutter an; diese aber winkte ihr zu und lächelte und fragte den Vater, was in der Zeitung stände.

Der Vater erzählte der Mutter von den Polen und von den armen Holsteinern und fragte weiter nicht nach Anna's Zuckerstückchen im Schranke.

Um 8 Uhr ging der Vater fort und sogleich machte Max sein Tischchen zurecht und langte aus dem Sack zwei ganze Hände voll Fleckchen. Als das die Mutter sah, steckte sie aber die Hälfte wieder in den Sack und sagte: „Max, Max! nimm dir nicht zu viel vor. Hast du die eine Hand voll fertig gezupft, dann springst du eine Stunde im Garten herum, und dann magst du weiter zupfen, wenn du willst. Ich werde dich nicht dazu zwingen, denn der Vater freut sich nur über das, was du gern für ihn thust.“

Max ging tapfer an seine Arbeit und anfangs ging die Sache ganz gut. Zuerst zupfte er die grob wollnen Fleckchen und das ging schnell und prächtig. Nun aber lag noch ein Berg voll seidner da, und das war ganz feine Seide. Ei da thaten die Fingerspitzen weh, und der gute Junge mußte wirklich einigemal ausruhen. Die gute Anna wollte ihm helfen, aber bald nahm sie die Puppe und ging in den Garten. Nun war der Junge ganz allein mit seinem seidnen Berge, der gar nicht alle werden wollte.

Schon hatte er eine ganze Stunde gezupft, da that sich die Thür auf und herein trat Nachbars Franz. Als dieser den Max unter den Fleckchen sah, lachte er laut auf und fragte: „He Max, du bist wohl ein Mädchen geworden und spielst

mit Puppen?“ — Max aber sagte stolz: „Ich zupse Fleckchen, weil ich will, und damit Punktum!“ und arbeitete ruhig weiter. Franz fragte weiter: „Aber Max, draußen ist es so schön, komm doch mit, wir spielen Soldaten; Ernst und Moriz vom Kaufmann an der Ecke warten schon auf uns.“ — Max rutschte recht unruhig auf seinem kleinen Stuhl hin und her, denn Soldaten spielte er gar zu gern, und er war allemal der Hauptmann, weil er einen Säbel hatte und die andern bloß Flinten. Seit einiger Zeit aber hatte Franz einen noch viel schöneren Säbel und sogar einen Helm bekommen und nun kommandirte auch Franz. Das war dem Max gar nicht recht. Veinake wäre er aufgestanden und mit hinuntergegangen, aber was wurde dann aus den seidnen Fleckchen und er hatte doch eigentlich zwei Hände voll zupfen wollen! — Er schüttelte mit dem Kopfe und sprach fest: „Nein, ich bleibe oben!“

Franz ging mürrisch an die Thür, kehrte aber wieder um und sprach: „Aber Max, wenn ich dir meinen neuen Säbel und meinen Helm borge, und wenn du unser Hauptmann sein darfst, nicht wahr, dann gehst du mit? Steck' doch die seidnen Dinger auf dem Tische da in deine Tasche, dann sind sie gleich weg und Niemand weiß etwas davon.“

Als Max von dem neuen Säbel und dem Helme hörte und daß er Hauptmann sein sollte, da war er schnell aufgestanden und vor Freuden ganz roth geworden, — aber langsam

setzte er sich wieder nieder, seufzte und sprach: „Mein Franz, es geht nicht. Ich muß die Fleckchen aufzupfen. Pfui, wenn ich sie in die Tasche steckte, das wäre betrogen.“

Der häßliche Franz aber lachte immer lauter und sagte: „Na, da bleib oben, aber wart nur, wenn du herunter kommst, dann rufen wir dich alle: „Zupffleckelmar! Zupffleckelmar!“ und unser Hauptmann darfst du niemals mehr sein. Das wäre ja eine Schande für uns. Ein Hauptmann und Fleckchenzupfen! Haha, Haha!“ Mit diesen Worten rannte der Bengel zur Thüre hinaus. Dem guten Max war das Fleckchenzupfen recht verdorben worden; denn bald hörte er, wie Franz unter den Fenstern kommandirte: „Vorwärts marsch! Halt! Lader's Gewehr! Feuer! Schießt alle Fleckelungen todt!“

Recht ärgerlich stand er auf, um einmal mit anzusehen, wie das Exerciziren ging; da schien die Sonne mit einemmal ganz hell und beleuchtete gerade das Bild des guten Vaters an der Wand. Ach, wie freundlich sah der gute Vater auf seinen Max herunter. Ja Max fühlte ordentlich den Blick in seinem Herzen und laut sprach er: „Vater, ich will dir aber gerade eine Freude machen, wenn ich auch nicht mehr Hauptmann sein kann.“ Darauf setzte er sich wieder zu seinem Tische und die Fäden flogen noch einmal so lustig, daß der Berg immer kleiner wurde. Ja, er mußte lachen, als er einigemal hörte, wie Franz mit den Jungen schrie: „Zupffleckelmar!“

Als nur noch ein einziges Fleckchen auf dem Tische lag, trat die Mutter herein, sie hatte die ganze Geschichte mit dem Franz und des Vaters Bilde durch ein Fensterchen, das aus der Stube in die Küche führte, mit angesehen und angehört.

„Nein Max! du bist ja schon so weit fertig,“ sprach sie gerührt, „du fleißiger Junge, komm her und gieb mir einen Kuß. Ach, wie wird sich der Vater freuen, wenn er an seinem Geburtstage erfahren wird, wie sauer du das Geld zu seinem Geschenke verdient hast. Aber nun gehe hinunter und mache dich lustig.“

Wie gut schmeckte dem Max der Kuß seiner Mutter und wie stolz steckte er den Dreier für das Zupfen in seine Sparsbüchse. Er wollte gleich noch einen Fleckenberg zupfen, aber die Mutter litt es nicht. An demselben Tage zupfte er noch einmal und verdiente wieder einen Dreier und so ging es jeden Tag fort, bis der Sack leer war. Auch Anna hielt Wort, so schwer es ihr wurde. Ja, als sie auf acht Tage bei der Großmama auf Besuch war, sammelte sie auch getreulich jedes Stückchen Zucker und brachte der Mutter eine ganze Schachtel voll mit. —

Sonntags setzten sich dann die Kinder hin und zählten in langen Reihen die Pfennige und Dreier auf den Tisch, und das war eine herrliche Freude. —

Weihnachten war vorüber. Immer näher kam des Vaters Geburtstag. Anna und Max lernten fleißig an ihren Vers-

chen, die ihnen die Mutter gedichtet hatte. Früh und Abends im Bett sagten sie dieselben fleißig her, bis sie einschliefen; denn Beide hatten ein Wenig Angst vor dem Steckenbleiben.

Einnmal waren sie beim Hersagen so lebendig, daß der Vater an die Kammerthür klopfte. Da fuhren die Kinder lachend unter das Deckbett und murmelten sie leise für sich. —

Der Tag vor dem Feste war schon ein Freudentag für sie; denn die Kinder nahmen ihr vieles Geld und marschirten stolz mit der Mutter auf den Markt, um die Geschenke einzukaufen. Franz spielte mit seinen Kameraden wieder Soldaten und hatte den Helm auf dem Kopfe. Als Max das sahe, hob er seinen Geldbeutel in die Höh und rief: „Siehst du Herr Hauptmann! das viele Geld habe ich mir mit Fleckenzupfen verdient und jetzt kaufe ich für meinen Vater etwas ganz Schönes zum Geburtstage ein.“

Da war Franz ganz still und die andern Jungen auch und keiner schrie wieder: „Zupffleckchenmax!“

Die Kinder brachten die Geschenke jubelnd nach Hause, aber sie konnten beinahe vor Freude nicht einschlafen, so daß der Vater die Mutter fragte: „Was fehlt nur unsern Kindern, sie sind so aufgeregte; sie werden doch nicht krank werden?“

Aber die Mutter lachte und antwortete: „Daß sie nur Vater, morgen werden sie schon gesund sein, wie die Fische im Wasser!“

Endlich, endlich kam der Morgen. So flink waren sie noch nie aus dem Bette gewesen. Kaum waren sie angezogen und gewaschen, da holten sie aus dem verschlossenen Nebenzimmer die Geschenke und pochten an die Thür.

Der Vater rief: „Herein!“ —

Beide Kinder traten mit der Mutter ein. Anna trug einen weißen Blumentopf, aus welchem ein grünes Spitzchen herausguckte, stellte sich mit demselben vor den Vater hin und sprach:

„Lieber Papa, nimm's nicht übel!
 Sieh' hier die Geburtstagszwiebel
 Bringe ich Dir zum Geschenk.
 Weißt Du, was ich dabei denk'?
 Bald wird sie Dein Herz erfreun
 Durch ein duftig Blümelein
 Und so will ich's g'rad auch machen
 Dir zur Lust in allen Sachen;
 Selbst bei Tische nicht vergessen
 Meine Suppe aufzuessen;
 Bis ich so nach Deinem Sinn
 Recht hübsch gut und dick bin.
 Darauf giebt Dein Anna-Schatz
 Dir von Herzen einen Schmatz.“

Dabei gab das gute Kind dem Vater den Blumentopf in die Hand und umschlang den Guten mit den Armen.

Während der Zeit war Max vorgetreten. In seiner Hand trug er ein Gebauer und drin hüpfte ein herrlicher gelber Kanarienvogel von Stengel zu Stengel.

Max aber sprach mit lauter Stimme:

„Dein Aennchen bringt ein Blümchen,
Ich bring ein Bögelein,
Und beides wird Dir heute
Wohl ganz willkommen sein.

Das Bögelein singt so heiter
Aus seiner kleinen Brust
Und lohnt Dir Deine Mühe
Mit immer neuer Lust.

Wie's Bögelein will ich werden
Für Dich recht freudenvoll
Und thun in Haus und Schule,
Lieb' Vater, wie ich soll.

Und sollte ich's vergessen
In meinem leichten Sinn,
So zeig' mit ernstem Finger
Nur auf den Vogel hin.

Dir aber schenk' der Himmel
 Für alle Lieb' und Treu
 Ein Jährchen nach dem andern
 An Freuden immer neu.

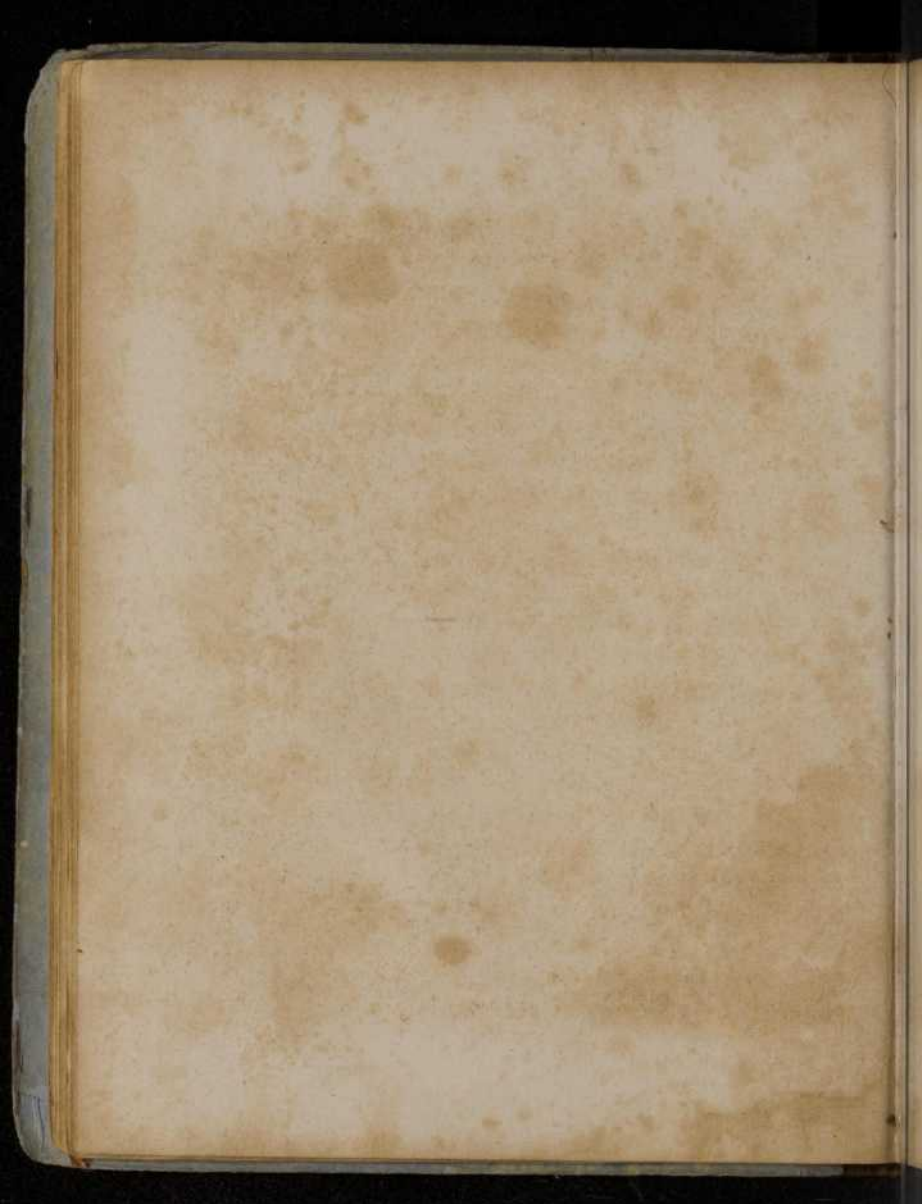
Nun segne Deine Kinder,
 Nun küsse die Mama,
 Und unser Jubel klinge
 Hin bis zum Großpapa."

Als der Knabe zu Ende war, steckte schnell die Mutter dem Vater einen schönen Strauß an die Brust und sagte gerührt: „Nun siehst du aus wie ein Bräutigam.“ Aber dem Vater floss vor Freude über seine Kinder eine Thräne in den Bart und herzlich drückte er Anna, Max und die Mutter an die Brust, daß beinahe der Strauß gequetscht worden wäre.

Der Vogel aber schmetterte darein, als hätte er auch einen Geburtstagsgesang auswendig gelernt. Die Thüre that sich auf, und der Großvater und die Großmutter kamen auch noch und Anna und Max mußten die Verschen noch einmal sagen.

Als aber der Vater von der Mutter erfuhr, wie die Kinder das Geld verdient hatten, da küßte er sie noch vielmals und sagte: „Lieber Gott erhalte meine Kinder immer so gut und fleißig, dann bin ich reicher als ein König.“





König, Graf und Schornsteinfeger.

Aus ist nun der Schmaus!
 Kinder, zieht euch aus!
 Wollt ihr gleich, ihr Tausendbettchen,
 Huschel, huschel in die Bettchen!
 Zieht und zupfet rasch ein Wenig,
 Der Erst' im Bette ist der König;
 Der Zweite, der das Kunststück kann,
 Ist ein Graf und Edelmann.
 Doch wer noch hängt am Hosenträger,
 Der Letzte bleibt der Schornsteinfeger!

Heda! wer ist heut der Schelm?
 Aetisch! der dicke Wilhelm.

Wie das Kind dick wird.

Blase, blase Püppchen!
 Zu heiß ist noch dein Süppchen!

Blas die Pausgebäckchen auf,
 Spis das Plappermäulchen d'rauf,
 Auf das heiße Süppchen.
 Blase, liebes Püppchen!

Blase, blase Püppchen!
 Kühl wird bald dein Süppchen.
 Fahre mit dem Löffel d'rein,
 Schieb' in's Mäulchen ihn hinein;
 Mach's nur mit Geschicke,
 Da wird mein Püppchen dicke!

Bischofpeter, Lesebuch und Balldame.

Frida war ein höchst lebendiges und drolliges Mädchen von 6 Jahren, über dessen wunderliche Einfälle selbst der ernste Vater sein Schnurrbartgesicht zu hellem Lachen verziehen mußte. Heute aber saß das Kind ganz still, ja beinahe traurig unter seinen Puppen, und das sonst so bewegliche blaue Auge blickte ernst vor sich hin.

Die Geschwister dagegen waren in voller Thätigkeit. Hier wurden aus Sägespänen Beben und Torten gebacken,

dort aus einem halben Strumpfe für die Kage eine warme Nachtmüße gemacht; da declamirte der achtfährige Otto von seinem Spieltische herab:

Ein Junker hielt sich ein paar Hunde,

Es war ein Pudel und sein Sohn" —

nicht weit davon bombardirte der noch jüngere Bruder seinen babylonischen Thurm ein, den er aus Bauflögen mühsam aufgebaut hatte und blies lustig auf seiner neuen Trompete dazu.

Kurz, Alles war Lust und Leben, nur Frida nahm keinen Antheil an dem fröhlichen Geseumme.

Was mußte dem guten Kinde nur fehlen?

Auf seinem Schoße lag ein kleines geöffnethes Buch. Der Vater hatte es heute seinem Töchterchen mitgebracht. Mit großen Buchstaben stand auf der ersten Seite geschrieben:

Erstes Lesebuch für Kinder.

Das gute Mädchen sah sich die krummen, buckeligen, schwarzen Striche recht betrübt an; denn morgen sollte ja Frida die erste Leseunde bekommen.

„Ach!“ dachte das Kind mit schwerem Herzen, „wie sieht doch mein kleiner Peter in dem weißen Bischebettchen mit seinen blauen Glasaugen und gemalten Wangen ganz anders aus, und meine Balldame erst in den rothen Glanzschuhen und dem dünnen Kleide mit Silber besetzt! — Und dagegen diese schwarzen Krickeltrakel hier in dem Buche?“ — Wahrlich, die Thränen waren nicht weit.

Der Bishepeter mit der eingeschlagenen Nase und die herrliche Balldame erhielten Küsse und Liebkosungen in Menge, aber das arme Lesebuch wurde in den Winkel geschoben, und nicht einen freundlichen Blick erhielt es von dem sonst so theilnehmenden Kinde.

Die beiden Puppen aber empfanden das herzlichste Mitleid mit dem verachteten Lesebuche. Denn da, wo bei den Menschen das Herz ist, hatten die Beiden ein Stück weiche Schafwolle eingenäht bekommen; darum waren sie so sanften Gemüthes. Am meisten schmerzte es aber doch den dicken Bishepeter; die dünne Balldame aber schnürte sich so sehr, davon war ihr schafswollenes Herz schon etwas hart geworden.

Der Nachmittag verging; der Abend kam heran. Die Suppe wurde auf den großen runden Kindertisch gesetzt und Frida hatte heute das Gebet. Die großen und kleinen Hände um den Tisch herum falteten sich andächtig und Frida betete:

„Mein lieber Gott, wie dank ich dir,

Für alle deine Gaben hier.“

„Amen! Wohlzuspeisen!“ rief die kleine Gesellschaft im Chor und bald klapperten lustig die Löffel, denn jedes der Kinder wollte zuerst fertig und König sein. Heut hatte Otto gewonnen; sein Teller war zuerst leer und so rein, als hätte ihn die Kaze mit ihrer Zunge ausgewaschen.

Frida hatte heut an dem Wettstreit im Suppenessen nicht theilgenommen. Ihr Herz wurde auch jetzt noch von

schweren Gedanken bewegt, und als sie der Mutter noch ein „Sammetküßchen“ auf den Mund, aber dem Vater ein schallendes „Zwischmätzchen“ unter den schwarzen Schnurrbart gegeben hatte und nun in dem schneeweißen Bettchen lag, da war Frida's letzter Gedanke vor dem Einschlafen: „Ach! morgen Lesestunde aus dem Buche mit den schwarzen, krumbeinigen Figuren.“

Fast hätte das bekümmerte Kind darüber sein Abendgebet vergessen. — Auch im Schlummer sollte Frida noch keine Ruhe vor dem Buche haben; denn hört nur, was sie träumte.

Die Kammerthür ging auf. Herein trat mit einem tiefen Bückling der Hanswurst, der aus hundert bunten Fleckchen zusammengenäht war. Er klingelte dreimal mit der Schelle, die an seiner Mütze festgemacht war und sprach zu dem träumenden Mädchen: „Entschuldigen Sie tausendmal, wenn ich störe, Fräulein Frida; aber ein guter Freund, der Herr Lesebuch, wollte gern mit Ihnen sprechen.“

Noch ehe das Mädchen im Traum die Stirn runzeln konnte, erschien auch schon das verachtete, in den Winkel gestoßene Lesebuch, geführt von dem dicken Bischepeter und der niedlichen Balldame.

Beide hoben es sanft auf das Bett, und indem es sich öffnete, sprach es mit freundlicher Stimme: „Liebe Frida, ich will Dir eine Lesestunde geben. Meine Buchstaben hüpfen schon vor Freude.“ Dabei nickten der Bischepeter und die Balldame dem erstaunten Kinde so freundlich zu, daß sie sich

fast an die Nase stießen; aber der bunte Hanswurst schoß Purzelbäume in der Luft und klingelte dazu.

Frida mußte wohl im Traume lächeln; dennoch wollte sie den Kopf von dem Buche wegwenden; allein was für wunderbare Sachen sah und hörte sie gleich auf der ersten Seite! —

Der erste Buchstabe, welcher ganz wie ein kleines Häuschen mit einem Fenster aussah, fing an sich zu regen, öffnete den Mund und sprach zu dem zweiten Buchstaben: „Du angebissener Pfefferkuchen willst mich nicht zuerst stehen lassen? Du kannst weiter Nichts, als den ganzen Tag **o** schreien; aber ich bin des Königs Schloß und meinen Namen **a** kennt jedes Kind.“

Da wurde das **o** ganz roth vor Aerger und gewiß wäre es auf das stolze **a** gesprungen, aber seine Beine waren ja unten zusammengewachsen.

Darum rief das erzürnte **o** dem dritten Buchstaben zu: „Lieber Bruder hilf mir doch!“ Aber dieser fing an ganz erschrecklich zu brummen, weil man ihn im Denken gestört hatte.

„Brumme nicht so entsezlich! Mein Dach fällt ein! Meine Fensterscheiben wackeln schon!“ rief das besorgte kleine Schloß **a**. „Nähe Dir lieber Dein Loch oben am Halse zu, sonst wirst Du den Schnupfen bekommen, bester Herr **u**!“

Nun brummte Herr **u** erst recht laut und schrie das **a** an: „Machen Sie ein besseres Karpfenmäuschen, wenn Sie

meinen schönen Namen **u** aussprechen und nennen Sie mich nicht **Du**, sondern **Sie!** Sehen Sie denn nicht, daß ich einen offenen Kopf habe? Uebrigens lassen Sie mich in Ruh! **u, u, u!**“ dabei dehnte sich Herr **u** so lang er war und wollte wieder einschlafen; er selbst nannte dies aber: „Denkübung halten.“

Ueber eine so unhöfliche Anrede des groben Herrn **u** ärgerte sich das stolze **a** gewaltig, und weil aller Aerger schadet, so geschah auch hier ein großes Unglück. Denn mit einem lauten Knalle sprangen sechs goldne Ziegel von dem Dache des **a** in die Luft und blieben oben. Zwei schwebten über dem **a** selbst, zwei über dem **o** und zwei über dem **u**. Darüber erschrak das niedliche Königsschloß **a** gewaltig, und weil die Ziegel durchaus nicht wieder herunter kommen wollten, schrie es jämmerlich! „**ä, ä, ä!**“

Auch der angebißene Pfefferkuchen **o** und der brummige Herr **u** mit dem offenen Kopfe jammerten laut; denn sie fürchteten jeden Augenblick, die Dachziegel würden ihnen auf den Kopf fallen. Deshalb schrie Herr **u** erbärmlich:

„**ü, ü, ü!**“

Sagt mir, wohin ich flieh!“

Das **o** seufzte aber laut:

„**ö, ö, ö!**“

Kopfnuß thut gar weh!“

Zu langes Jammern ist aber unbequem und langweilig. Das wissen ja auch die rothbäckigen Knaben und Mädchen; bei ihnen ist Weinen und Lachen in **einem** Sacke.

Ähnlich dachten die drei Buchstaben. Das Unglück hatte sie schnell vereint. Als die Dachziegel nun gar nicht herunter kommen wollten, lachte einer über den Andern.

Aber der offne Kopf, der vormalige Herr **u**, der immer so viel schlief und dachte, wurde zuerst wieder ernst und sprach:

„Bin ich im Herzen tief bewegt,
 Mach' ich stets ein Gedicht.
 Weil mich der Schreck nun so erregt,
 Sprech' ich ohn' Verse nicht.
 Drum Publikum!

Lach' nicht so dumm!
 Hör' lieber voll Erstaunen zu
 Den Versen des Herrn Dichters **u**.“

„Was der Tausend! der träumerische Herr **u**, kann Verse machen?“ rief das vormalige **a** dem verblüfften **o** zu. „Wer hätte das gedacht, einen Dichter so in der Nähe zu haben!“

Herr **u**, oder wie er jetzt hieß, Herr **ü**, fuhr geschmeichelt fort:

„Hoch oben, wo sonst Sternlein gehn
 Am blauen Himmelszelt,
 Ist jetzt ein Ziegelpaar zu sehn,
 Wer weiß! ob's nicht bald fällt.“

O Publikum!

D'rum, d'rum! d'rum, d'rum!

Denk' an das Unglück, was dir droht!

Komet und Ziegel bringt den Tod!"

Dem jetzigen **ä** und **ö** lief bei diesen grausen Worten die Gänsehaut über; das **ä** hätte gern die Hände gerungen, wenn es nur welche gehabt hätte, darum rief es nur ängstlich: „Herr Dichter! Herr Dichter! Machen Sie uns nicht Angst mit Kometen und Ziegeln in Ihren schönen Versen! Helfen Sie uns lieber!

Das **ö** sagte vor Schreck gar nichts, es seufzte nur im Stillen:

O Publikum!

D'rum, d'rum! d'rum, d'rum!"

Der gestörte Dichter rief aber mit funkelnden Augen und lauter Stimme: „Stören Sie mich nicht. Sie verstehen ja gar nichts von einem guten Gedichte! Erst dichte ich von der Angst und dem Entsetzen über die in der Luft schwebenden Ziegel und nachher erst von der Freude und dem Jubel über eine glückliche Rettung. Man kann es doch nicht umgekehrt machen, nehmen Sie doch Vernunft an!"

Das **ä** und **ö** erschrafen so lächerlich über die Heftigkeit des Dichters, daß die schlummernde Frida im Traume hellauf lachen mußte.

Das geängstete **ä** und **ö** aber kamen ganz demüthig zu dem **ü** und baten mit flehender Stimme: „Dichten Sie nur

gefälligst weiter. Wir wollen ganz still und aufmerksam zuhören. Nicht wahr, nun kommt das von unserer Rettung?" —

Das bligende Auge des Herrn **ii** wurde milder und er begann: „Ich war bei den schrecklichen Worten stehen geblieben:

O Publikum!

D'rum, d'rum! D'rum, d'rum!

Denk' an das Unglück, was dir droht,

Komet und Ziegel bringt den Tod!

Nun geht's weiter:

Doch Jammern schafft nicht weg dein Weh!

Glaub' meinem Dichterwort.

Daneben wohnt Herr Doctor **e**,

Der schafft die Ziegel fort!

D'rum Publikum!

Rechts um! Rechts um!

Man sieht's gleich Doctor's Brille an,

Wie gut der Mann furiren kann."

Das **ä** jauchzte vor Freuden und rief: „Ach wie schön gesagt! Welcher Trost liegt in den herrlichen Worten:

Man sieht's gleich Doctor's Brille an,

Wie gut der Mann furiren kann!

Ein Dichter ist doch ein herrlicher Mensch! Erst macht er Einen gruseln, dann bringt er helle Freud!"

„Ja, ja wir haben dem offenen Kopfe viel zu danken,“ sprach das **ö**, „gewiß hat nur sein herrliches Gedicht die Ziegeln so lange oben in der Schwebe erhalten.“

Der übergelückliche Dichter commandirte jetzt mit lauter Stimme:

„Drum Publikum!

Rechts um! Rechts um!“ —

Mann hinter Mann im Gänsemarsche ging es nun über den großen Strich im Lesebuche zu dem Wunderdoctor **c**, und alle drei freuten sich wie die Könige, daß sie nun bald wieder **a**, **o**, **u** wie ihr Vater und ihre Mutter heißen würden.

Bald waren sie bei dem Wunderdoctor angekommen. Er war sehr leicht am Rücken kenntlich, denn dieser war von dem vielen Studiren ganz krumm geworden; auf der Nase saß aber eine schöne, große Brille.

Das Männchen sah wirklich sehr gelehrt aus, und wie aus einem Munde riefen hoffnungsvoll die drei Verunglückten:

„Man sieht's gleich Doctor's Brille an,

Wie gut der Mann furiren kann.“

Dieser Trost war ihnen auch sehr nöthig, denn sie mußten noch sehr lange warten. Herr Doctor **c** sprach gerade sehr lebhaft mit seiner Nachbarin. Das war eine schlanke Dame, halb so groß als eine Stecknadel. Sie trug ein feines, rabenschwarzes Seidenkleid und über ihr schwebte ein ebenso

schwarzes Sonnenschirmchen, nur so groß, als ein ordentlicher Punkt.

Diese niedliche Dame war das Fräulein **i**, mit welchem der Doctor so lebhaft sprach.

Anfangs schüttelte das Fräulein zu Allem das niedliche Köpfschen und mochte nichts von dem Doctor wissen. Dieser aber machte mit seinem krummen Rücken immer tiefer Complimente, daß beinahe die gelehrte Brille von der Nase gefallen wäre, und sprach mit süßer Stimme: „Liebes Fräulein, nimm mich doch! Ich bin ja reich und habe Kutsch' und Pferde.“

Da wurde das Fräulein immer freundlicher, stellte sich endlich ganz kerkengerade vor den Doctor **e** hin, legte das Händchen auf ihr klopfendes Herz und sprach: „Nun, wenn Sie es durchaus wollen und ohne mich nicht leben können, so will ich Ihre Frau Gemahlin werden.“ —

Bei diesen Worten sprang der Doctor wie ein Gummiball in die Höh, fiel dem Fräulein **i** um den Hals und sang lange, lange Lieder von „Bräutigamswonne“ und „ewiger Sonne.“

Die drei Verunglückten hatten aber das lange Warten sehr satt und der Dichter **ii** sagte sehr bitter: „Dichten kann der Doctor nicht; er muß seine Verse von den Pfefferkuchepacketen gelernt haben.“

Sie mußten aber immer noch einige Zeit sich gedulden. Das Fräulein **i** nämlich hatte sich von dem Doctor **e** losgemacht

und sprach: „Zerknittern Sie mir doch mein neues Seidenkleid nicht so sehr. Ja, ich will Ihre Frau Gemahlin werden, aber Sie müssen mir zuvor noch etwas versprechen.“

Der glückliche Doctor erhob die Hände und rief: „Alles, Alles will ich Ihnen erfüllen, mein schönes Fräulein, nur meine gelehrte Brille kann ich Ihnen nicht geben.“

Das Fräulein sprach weiter: „Um die Brille bitte ich nicht; ich sehe ohne dieselbe besser. — Meine Bitte ist diese: „Wenn ich auch Ihre Frau Gemahlin bin, so will ich doch nie Ihren Namen tragen, und Niemand soll mich Frau Doctor **e** nennen. Nein, wenn wir zusammen spazieren fahren oder in einem Bucho ganz nahe beisammenstehen, so müssen uns alle Leute und natürlich auch alle Kinder **ei** rufen. Haben Sie aber mit mir gezanft, so stehen wir so: **ie** und Sie seuzzen hinter mir ganz lang meinen Namen, bis ich Ihnen vergeben habe. Stehen wir aber allein, so heißen Sie Doctor **e** und ich Fräulein **i**. So will ich es, und meine Schwester, die heut aus Griechenland zu mir zum Besuch gekommen ist, und augenblicklich hier sein wird, wünscht das auch.“

Wohl seuzte der gute Doctor im Stillen, aber er konnte dem niedlichen **i** nichts abschlagen und sagte feierlich: „Ja!“

Da öffnete sich die Thür, und die Schwester **y** erschien. So hübsch wie Fräulein **i** war sie nicht; sie trug auch kein Sonnenschirmchen, sondern schleppte ein langes Umschlagetuch hinter sich her. Deutsch konnte sie gar nicht sprechen, sie

plapperte nur griechisch und ihr Name war so lang und komisch, — Ypsilon nannte sie sich; wollte sie aber singen, so brachte sie nur den Laut *i* heraus.

Gar lange hatte der Doctor über einen griechischen Gruß nachgedacht, und eben wollte er ein Kompliment machen und dann schnell hinaus gehen und das *ä*, *ö* und *ü* kuriren, und Frida war immer neugieriger geworden, wie er die Heilung anfangen würde, — da, da, da blickte der erste Sonnenstrahl des jungen Morgens in Frida's Schlafkammerlein. Das Buch klappte wie auf ein Zauberwort zu; die Balldame faßte es an der einen, der Bischepeter an der andern Seite an; dieser gab dem Hanswurst, der während der ganzen Zeit laut geschnarcht hatte, einen derben Puff und Alles verschwand hinter der zuschlagenden Kammerthür.

Frida erwachte, rieb sich verwundert die blauen Guckäugelein, blickte dahin, blickte dorthin, aber nirgends war ein Buch, nirgends eine Puppe zu sehen.

Schnell fuhr sie in die Strümpfe und Schüchelchen, hüpfte in das weiße Morgenkleid und fort ging es in das Spielzimmer.

Im Winkel lag noch immer von gestern her das arme Lesebuch, bestäubt und mit verbogenen Ecken; der Bischepeter schlief ganz ordentlich bis an die Ohren zugedeckt in seiner Wiege; die silberbesetzte Balldame lehnte sich ganz vertraulich an das große Reibeisen in Frida's Küche; der Hanswurst hing mit dem Halse im Steigbügel des Wiegepferdes, auf dem

er Reitstunde gehabt, und Keines war von seinem Plage gekommen.

Da merkte das Mädchen, daß es geträumt hatte.

Doch nicht mehr so unfreundlich blickte es auf's Lesebuch; nein, es wurde sanft aus dem Winkel gehoben, recht sauber abgewischt und neugierig geöffnet. —

„Ach!“ rief Frida beim Anblick der ersten Seite aus, „das Buch, von dem ich so hübsch geträumt, will ich recht lieb haben. Und was seh' ich? Hier ist ja das Schlößchen **a**, der Pfefferkuchen **o**, der brummige Herr Dichter **u**; ach wie froh bin ich, daß die Armen geheilt worden sind! Dort steht der Doctor **e** bei seiner Braut, dem Fräulein **i** und der Schwester **y**. Wenn mein Lehrer heut kommt, den werde ich bitten, mir noch mehr solche Geschichten zu erzählen, der hat gewiß auch geträumt.

Der Lehrer kam; er wußte so schöne Geschichten, fast zu jedem Buchstaben eine, und die Lesezeit aus dem Buche mit den kranken Buchstaben wurde nun ein Fest für Frida.

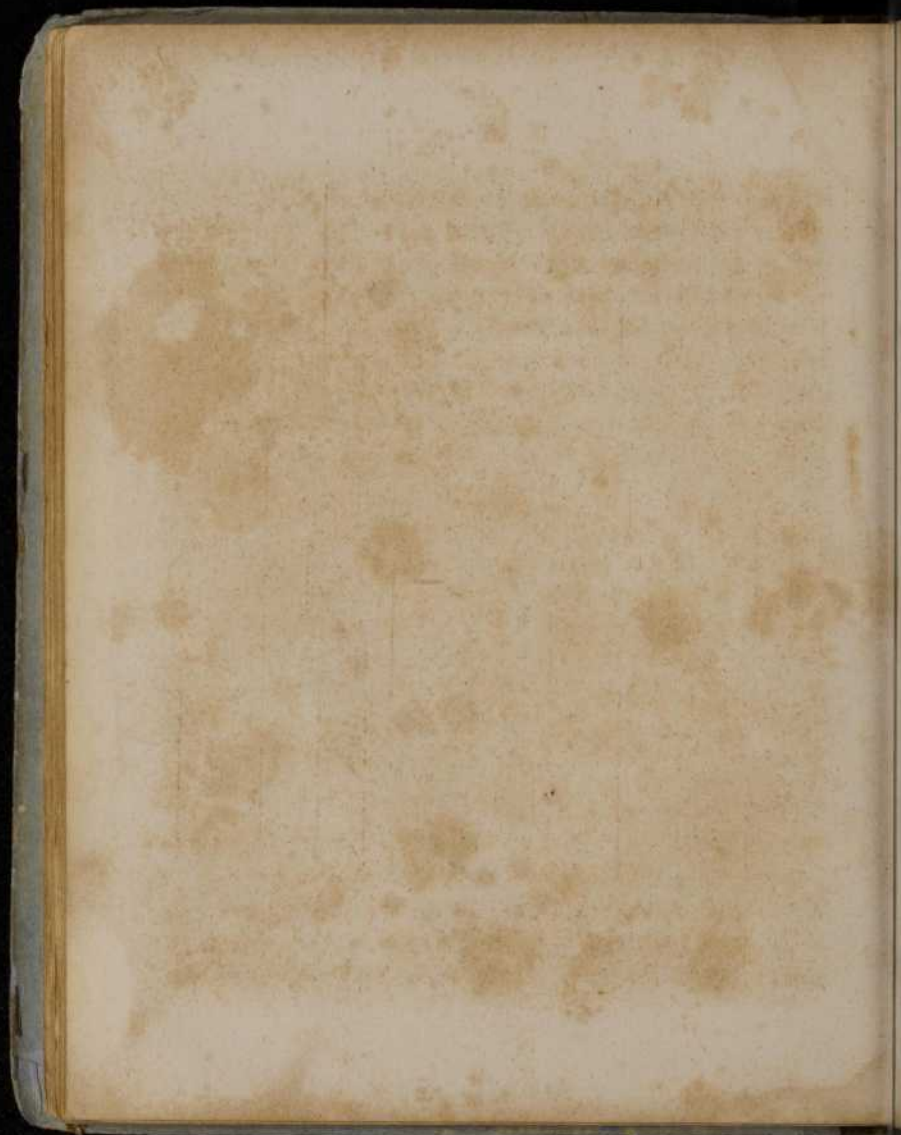
Große Freude.

Würst und Beminchen, das schmeckt gut!
 Besser als ein Zuckerhut.
 Schale, die das Würstchen hat,
 Wickle ich in's Zeitungsblatt,
 Werf' es meinem Karo hin.
 „Gi!“ — denkst der, „was ist da d'rinn?
 Zupst und zerrt mit Pfof' und Zahn,
 Bis er Schale freissen kann.
 Gi! das giebt mir Spaß!
 Mutter! Weist du was?
 Hätt' ich immer Würst und Brot,
 Lachte sich der Karo todt.

Der gute Freund.

Kickerikiki!
 Komm her du Federvieh!
 Kommt, ihr Hühner, Enten, Tauben,
 Will's dem Truthahn auch erlauben.





Bring' euch von der Mutter
 Aus der Küche Futter.
 Schnabulirt in guter Ruh,
 Ich laß keinen Feind herzu,
 Und die böse Kage
 Kriegt Eins auf die Taze.

Der gefährliche Vorrathsschrank.

Alfred war ein ganz hübscher Junge und die Leute hatten ihn lieb, denn er war höflich und gefällig und in der Schule hatte er schon einmal „Recht gut“ als Censur bekommen, denn er konnte von allen Kindern die Buchstaben am besten.

Aber schade, schade um den Jungen, er hatte einen Fehler, der sich für einen Knaben, der einmal ein ordentlicher Mann werden will, am allerwenigsten schickt.

Und welches war der Fehler? —

Er liebte einen Schrank zu sehr und zwar den Schrank im Vorhause, in welchem allerlei Kästen mit Gemüse, verschiedene Büchsen mit Eingemachtem und Eingelegetem u. s. w. sich befanden.

Gar manche Minute stand Alfred vor diesem Schranke, zeigte mit seinem Finger an diese und jene Stelle und dachte

bei sich: „Hier unten ist der Kasten mit den Rosinen, und die schmecken gut! Ach wenn ich nur eine hätte! — Da, gerade hinter dem Schlüsselloche steht eine große Büchse voll Farinzucker, den kann ich auch gut leiden. — Na, und dort oben hinter der Thür in der Ecke, da giebt es erst gute Sachen! Ei, die eingelegten Kirschen, und die sauersüßen Pflaumen erst! Die esse ich doch für mein Leben gern!“ So wußte Alfred noch zehnerlei Gutes und Süßes; aber Onkel Hopsasa mag das nicht alles aufzählen, sonst bekommen seine Kinder wohl selber noch Appetit.

Der Vorrathsschrank hatte ein ganz freundliches Ansehen, obgleich er schon alt war und manchen Centner Zucker und Rosinen beherbergt hatte. Er war weiß angestrichen und oben und unten gab es Thüren. Diese sahen fast aus wie Fenster-rahmen, aber Glas war nicht darin. Anstatt dessen war auf der inwendigen Seite schöne grüne Gaze angenagelt und auf der Außenseite war sie geschützt von weißen Stäbchen, die wie ein Gitter kreuzweis darüber befestigt waren.

Einst stand Alfred auch wieder so sehnsüchtig und dachte: „Wenn ich nur ein einziges mal hineingreifen könnte, ei da wollte ich zulangen; ei das sollte mir schmecken!“

Aber Alfred dachte nicht daran, daß er dann ein Spitzbube wäre, weil er seine guten Eltern bestahl, und ein Dieb? Pfui! ein Dieb ist ein schändliches Ding.

Als Alfred so um den Schrank herumschwenzelte und durch die kleinen Löcher hineinsah, da bemerkte er plötzlich, daß die grüne Gaze an der einen Thür etwas abstand, und als er genauer untersuchte, siehe, da fehlte ein Nagel.

Schnell fuhr er mit der Hand zwischen den Rahmen und der Gaze und richtig, anfangs konnte er nur den Finger, aber endlich die ganze Hand hineinschieben. Je mehr er schob, desto weiter wurde die Oeffnung und desto tiefer kam die Diebeshand in den Schrank. Freilich klopfte dem Knaben das Herz dabei gewaltig und jeden Augenblick erschrak er, wenn er einen Tritt hörte. Plötzlich schellte die Vorhausklingel und wie ein Blitz fuhr Alfreds Hand aus dem Schranke, denn er stand auf dem Vorjaale.

Der Knabe eilte mit blutrothem Gesichte zur Thür, um zu öffnen und siehe, da standen die guten Großeltern, welche aus dem nahen Dorfe zum Besuch kamen. Die Großmutter aber trug eine große Schachtel unter dem Arme.

„O Alfredchen! du machst uns auf?“ sagte sie mit Freundlichkeit und der Großvater sagte hinzu: „Ei du hast ja recht rothe Backen; du mußt sehr gesund sein. Na, sei nur aber auch so gut, daß wir Freude an dir erleben.“

Alfred wurde noch röther, aber nicht vor Freude, — sein Herz sagte ihm: „Du bist vor Schreck roth geworden, weil du ein Dieb werden wolltest.“ —

Jetzt kamen auch Vater und Mutter herbei und nun ging es voll Freude in's Wohnzimmer. Hier machte die Großmutter die Schachtel auf und sprach zur Mutter: „Da haben wir Euch Honig mitgebracht; er ist heuer aber auch so süß, wie ich ihn noch gar nicht gegessen habe. Laßt ihn Euch wohl-schmecken.“

Bei dem Worte „Honig“ lief Alfred schon das Wasser im Munde zusammen und als er ein Semmelbümchen bestrichen erhielt, da schnalzte er mit der Zunge wie ein Türke, bis ihn der Vater streng ansah. —

Die Mutter war eine sehr sparsame Frau und trug den übrigen Honig in den Borrathsschrank, um andere Tage auch eine Freude zu haben.

Bald darauf kam der Mittag; heiter setzten sich Alle zu Tisch und der Vater holte sogar eine Flasche Wein aus dem Keller, weil der Besuch der lieben Großeltern ein Freudenfest war. Alfred dachte aber bei der Suppe, dann bei dem guten Braten immer an den süßen, süßen Honig im Borrathsschranke.

Nach Tisch machte der Großvater ein sanftes Nickerchen, der Vater las die Zeitung, und die Mutter unterhielt sich mit der Großmutter leise über Dies und Das, über Vielerlei und Mancherlei.

Alfred schlich sich leise aus dem Zimmer und bald stand er wieder vor dem Borrathsschranke. „Ach hätte ich nur noch

ein ganz kleines Stück Honig!" dachte er und schaute sehnsüchtig durch die kleinen Löcherchen hinein. — „Nein", dachte er dann wieder, „ich mag nicht noch einmal so roth werden, wie heut Vormittag."

Er versuchte es, von dem Schranke wegzugehen, aber es wurde ihm zu schwer; hineingucken mußte er noch einmal. Ach, dort stand der ganze Teller voll und „heuer schmeckt der Honig so süß wie noch nie," hatte die Großmutter gesagt.

Die Hand des Knaben hob sich höher und höher, jetzt steckten schon die fünf Finger in der Oeffnung, — jetzt die ganze Hand. Es war, als zöge der Honig die Hand hinein. Jetzt fühlte Alfred schon etwas hartes; es wird wohl der Tellerrand sein. Er schiebt den Arm noch ein Stück; jetzt müssen die Finger doch in den Teller reichen! Nein es geht noch nicht! — Jetzt aber wird es werden, noch einen Ruck und dann schmeckt der Honig um so besser. Alfred schob den Arm wirklich noch einen Ruck weiter; aber plötzlich gab es einen dumpfen Krach im Schranke und der Knabe erhielt oben über die Finger weg einen so derben Schlag, als wären die Knochen zerbrochen, aber von unten her stach es wie mit Nadeln in das weiche Fleisch.

Beinahe hätte Alfred vor Schreck und Schmerz geschrien, aber schnell besann er sich, daß dann Vater oder Mutter herauskommen könnte.

Schnell wollte er jetzt die Hand zurückziehen; aber o Schrecken! es ging nicht; je mehr er zog, desto stechender wurde der Schmerz und desto heftiger der Druck.

Die Hand mußte aber doch heraus, wenn er nicht als Dieb ertappt werden wollte. Er zog wieder. Jetzt ging es ein wenig, aber das Ding, was seinen Fingern so große Schmerzen verursachte, ließ nicht los; es hatte sich fest eingebissen und schleppte bei jedem Rucke der Hand nach.

Sollte er um Hülfe rufen? — Nein, nein! dann sahen ihn die Eltern, der gute Großvater, die freundliche Großmutter als gefangenen Dieb! —

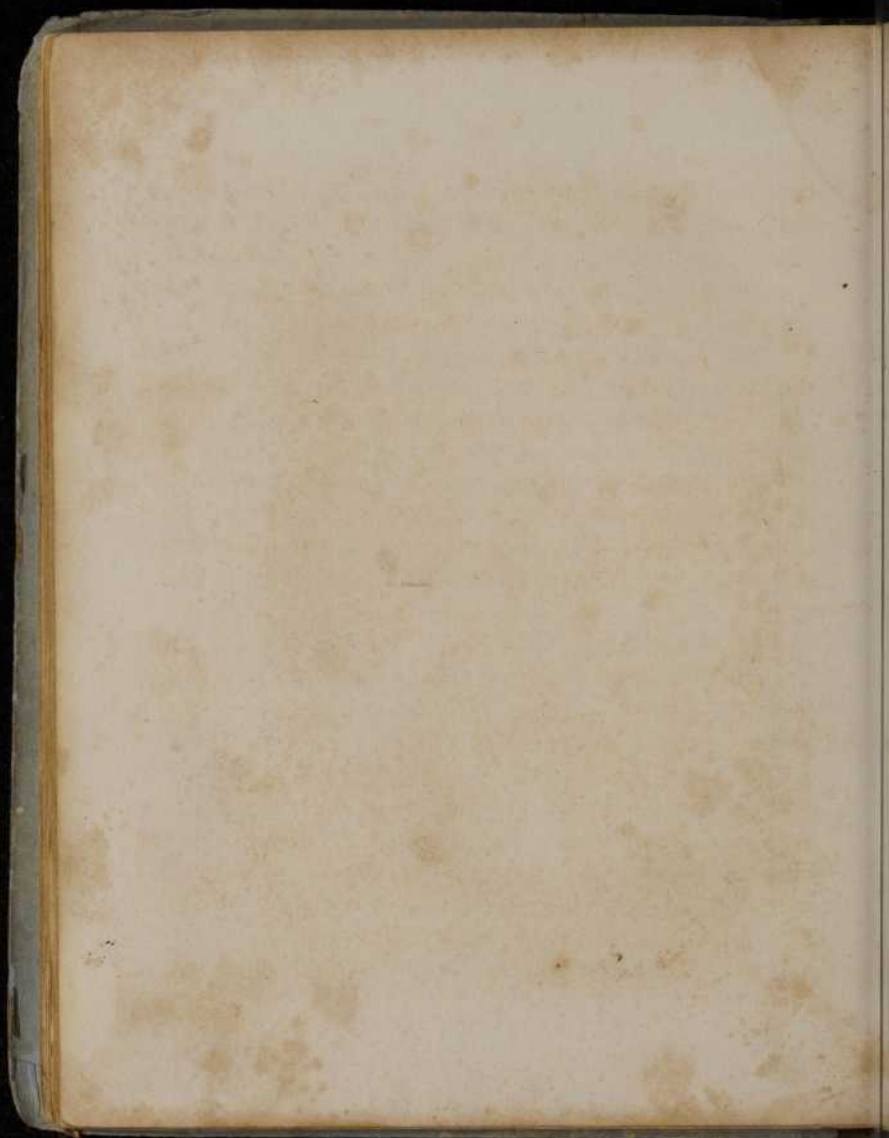
Immer aufs Neue zog er an, aber die Hand ging nicht heraus, das schreckliche Ding im Schranke ließ nicht los und der Schmerz wurde immer heftiger.

So stand er fünf Minuten, zehn Minuten, ja eine Viertelstunde. Sein Herz pochte immer lauter vor Schmerz in seinen Fingern, und vor Angst, die Thür möchte aufgehen und er entdeckt werden.

„Lieber, lieber Gott! hilf mir nur das Einemal,“ betete er unter Thränen, „ich will auch nie wieder naschen, ich will Eltern und Großeltern nur immer Freude machen.“

Aber das Ding im Schranke ließ nicht los. Da nahm Alfred all seinen Muth noch einmal zusammen und wollte die Hand mit Gewalt herausreißen. Er riß, — aber der Schmerz war so heftig, daß er unbewußt einen lauten Schrei





ausstieß. Schnell öffnete sich die Stubenthür; Mutter und Großmutter traten heraus und beide riefen: „Alfredchen, wie siehst du aus? Was will deine Hand im Vorrathsschranke?“

Von dem Rufen der Frauen war der Großvater aufgewacht, und jetzt kam auch er mit dem Vater heraus.

Der arme Junge! er stand da wie ein wirklicher Dieb; glühend vor Scham sah er zu Boden und die Thränen rannen unaufhaltsam über die dunkelrothen Wangen. Die Hand aber steckte noch immer im Schranke.

Mit ernstem Gesicht trat jetzt der Vater heran und sprach: „Alfred, zieh die Hand heraus; dann wollen wir weiter sprechen.“ Aber Alfred weinte immer heftiger und antwortete zitternd: „Ach Vater, ich will es nie wieder thun; aber die Hand bringe ich nicht heraus! Meine Finger! meine Finger!“

Der Mutter wurde selbst Angst bei diesen Worten, schnell suchte sie an ihrem Schlüsselbunde nach dem Schlüssel und schloß auf. Alfred zog die Thüre herum und sah mit Angst in den Schrank. Und was sah man da?

An des Knaben Hand hing die große Mausefalle. Er hatte mit seinen Fingern das Stellholz berührt, der eiserne Ring war herunter geschlagen und dadurch hatten sich die feinen Nägelschen, die unten im Holze waren, in das weiche Fleisch gebohrt.

Großmutter und Großvater wollten den gefangnen Alfred bedauern, aber streng trat der Vater hinzu und sprach: „Wir

wollen Gott danken, daß der Dieb gleich zum erstenmale so streng bestraft wird. Ich aber werde die Naschhand, die in der Mausefalle gesteckt hat, nicht eher in die meinige nehmen, als bis Alfred sich gebessert hat."

Die Mutter war schnell hinzu gesprungen und hatte den Eisenring in die Höhe gezogen. An jedem Finger sah man die Blutlöcher von den Nägeln. Noch ehe diese zugewachsen waren, hatte Alfred den Vater schon zehnmal gebeten, ihm doch wieder früh und abends eine Hand zu geben. Endlich that es der Vater, und so oft Alfred wieder sehnlich nach gutem Essen umherguckte, da brauchten die Eltern nur zu rufen: „Die Mausefalle im Küchenschranke!“ und schnell war der Junge bei einer Arbeit.

Jetzt ist Alfred ein großer Mann, aber den Schrank haben ihn seine Eltern, die schon längst gestorben sind, geschenkt und die Mausefalle steht auch noch drin.

Bei der Großmama.

Hi! nun geht's zur Großmama!

Ach, wie herrlich ist es da!

Ja, die läßt mich kochen, waschen,

Und auch 'mal ein Bißchen naschen

Von den Beeren an dem Strauch,
 Und im Garten kann ich auch
 Weilchen und Murikel pflücken
 Und damit mein Püppchen schmücken.
 Puttchen legt mir zu Gefalle
 Weiße Eierchen im Stalle;
 Großmama schlägt's Dotter aus
 Für das Kind zum lust'gen Schmaus,
 Rührt auch recht viel Zucker d'ran,
 Daß ich's recht gut essen kann;
 Und wird auch gelb das Mäuschen,
 Da rumpeln wir's ein Weilchen.

Der kleine Reiter.

Liebe Mutter bitte, bitte!
 Meine Schuhchen sind so müde,
 Wollen nicht mehr weiter.
 Mach doch: „Reiter! Reiter!“
 Nimm mich auf den Schooß hinauf,
 Mach' bis zur Decke auf:
 „Uppa! Jungchen uppa!
 Juppeidiada!“

Der Dreierbrotelmann.

I.

Es war Ende Oktober. — Am Schaufenster des Bäckermeisters Seifert stand am frühen Morgen ein reinlich und nett gekleideter Knabe von acht Jahren und klopfte mit dem Zeigefinger schnell hinter einander an die Scheiben, als hätte er große Eile.

Meister Seifert in der schneeweißen Schürze und mit dem grünen Mützchen trat an das Fenster, öffnete den kleinen Flügel desselben und sprach: „Nur nicht so eilig, mein kleiner Herr; was wollen wir denn für zehn Thaler kaufen, gewiß Mandeltörtchen oder Pfefferkuchen.“

Mit bittender Stimme hob der Knabe an: „Schönen guten Morgen. Ach lieber Herr Meister, wollen Sie mir nicht mein ganz neubacknes Dreierbrot abkaufen?“ und dabei hob er mit der rechten Hand ein reinliches Papiersäckchen in die Höhe, aus welchem das bräunlichgelbe Gebäck gar lieblich hervorschaute.

„**Abkaufen!** Ich, der Bäckermeister soll Dreierbrote **abkaufen!**“ entgegnete mit Lachen Herr Seifert, „Du meinst wohl **verkaufen**, damit das Brötchen in Deiner Düte noch einen Kameraden erhält?“ Der Knabe aber wiederholte einfach seine Bitte und sprach: „Lieber Herr Meister, ich habe

mich nicht geirrt; wollten Sie nicht so gut sein und mir das Dreierbrot abkaufen?" und dabei hielt er aufs Neue dem Bäcker sein Packetchen hin.

Das war dem ehrsamem Meister doch zu viel, und ärgerlich gab er zur Antwort: „Mein liebes Jungelchen, bei Dir ist es wohl unter dem Mütdeckel nicht recht richtig, d. h. Du bist wohl nicht recht bei Verstande. Ich habe ja selbst so viel Dreierbrote, daß ich damit handeln muß, und ich soll Deine Kunde werden? Ich? Dreierbrote abkaufen? Nein, das ist doch zum Todtlachen!“ Damit machte der Meister das Fenster zu und trat zur Seite.

Betrübt zog der Knabe seine Hand zurück und stieg die Stufen vor dem Fenster zögernd hinab; fast wollte eine Thräne in sein großes Auge treten, aber er presste sie mit Gewalt zurück und ging davon. Allein nach einigen Schritten zog er doch sein weißes Tuch aus der Tasche und fuhr damit schnell über sein Gesicht. — Ich weiß aber nicht, ob er geweint hat. —

Dem Meister Seisfert war unterdeß die sonderbare Geschichte mit dem Dreierbrotkaufe nicht aus dem Sinne gekommen; er war eben wieder an's Fenster getreten und sah, wie das Taschentuch über des Knaben Gesicht fuhr.

„Hm. Hm! ich hätte doch den Jungen auch fragen können, wozu er den Dreier haben wollte; — und nun weint der Bursche wohl gar,“ dachte er für sich, und ehe er es selbst

recht wußte, hatte er das Fenster aufgerissen und rief dem Knaben nach: „He mein kleiner Dreierbrotelmann, komm doch noch einmal zurück!“

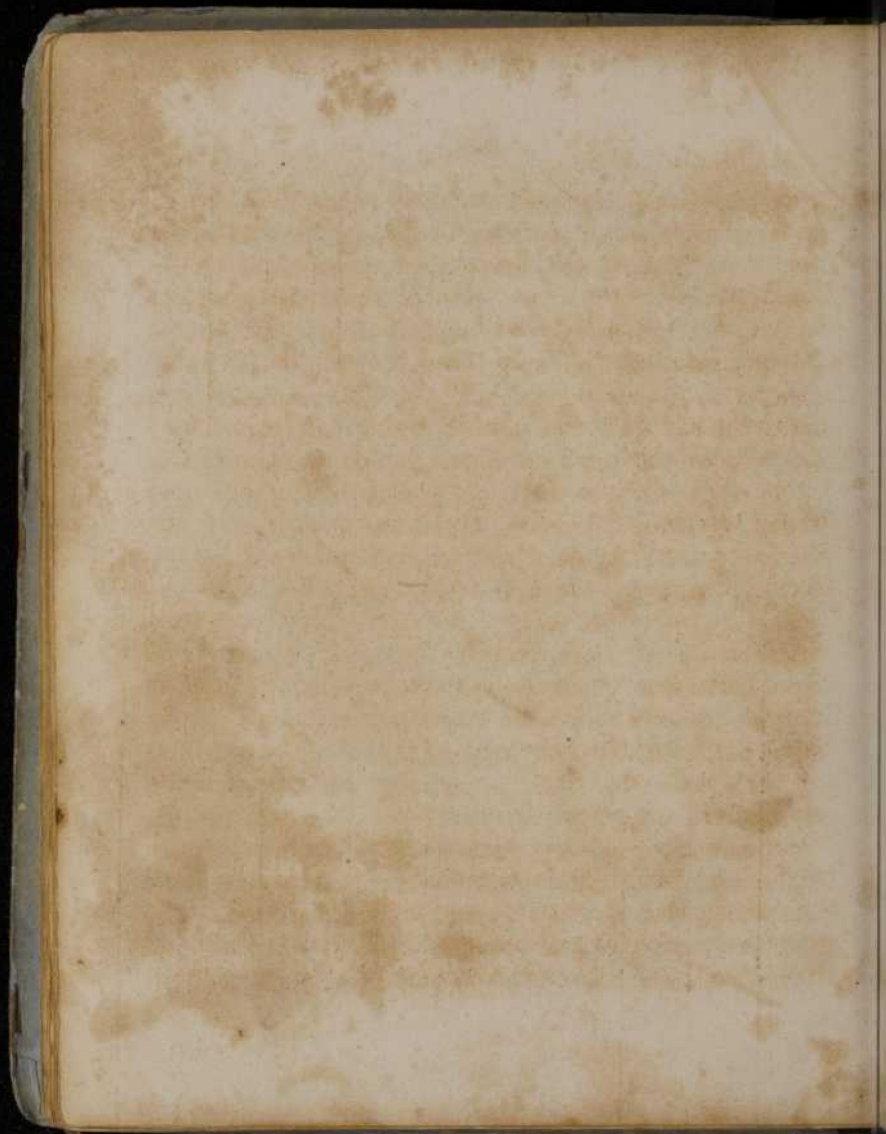
Der Knabe wendete sich um, und als er den Meister so freundlich dastehen sah, kehrte er um und war bald am Fenster, wo ihn Herr Seifert mit den Worten empfing: „Nun sage mir, warum soll ich Dein Brotchen abkaufen?“ Der Knabe wurde verlegen und begann endlich: „Lieber Herr Meister, warum ich es verkaufen will, das mag ich nicht sagen.“ — „So, so, nun, wenn Du's nicht sagen kannst, dann kann ich nicht kaufen,“ erwiderte Herr Seifert, „suche Dir einen andern Bäcker, der sich zum Narren haben läßt.“ —

Der Knabe wurde bei diesen bitteren Worten ganz roth und kämpfte sichtlich mit sich; als aber der Meister zornig sein Fenster zuschlagen wollte, rief jener schnell: „Ich will es Ihnen sagen, aber sie müssen mir versprechen, es keiner Menschenseele zu verrathen, am allerwenigsten meinen Eltern.“

„Das wird ja immer geheimnißvoller,“ dachte der Meister, „aber etwas Schlechtes kann es unmöglich sein, der Junge sieht mir so treuherzig aus,“ und laut setzte er hinzu: „Na, da rede, keine Maus soll von Meister Seifert etwas erfahren, darauf geb' ich dir mein Wort.“

Der Knabe stellte sich, so hoch er nur konnte, auf die Fußspitzen und flüsterte dem lauschenden Bäcker leise eine ziemlich lange Zeit etwas zu. Je mehr dieser hörte, desto





freundlicher wurde sein dickes Gesicht; seine Hand näherte sich immer mehr dem Packetchen und endlich nahm er es, legte dafür einen Dreier hinaus und sprach: „Abgemacht, mein Sohn! Jeden Morgen darfst du mir dein Dreierbrotel bringen; betrügen wirst du mich gewiß nicht.“

Mit einem Blicke des innigsten Dankes griff der Knabe nach der Münze, steckte sie vorsichtig ein, grüßte freudig und verschwand mit schnellen Schritten hinter der nächsten Hausecke.

Der Meister aber blieb noch eine lange Weile gedankenvoll am Fenster stehen und murmelte zufrieden in den Bart: „Närrischer Einfall das! Na, Wort muß ich halten, wenn es mir auch das Herz abdrückt; meiner Alten erzählte ich es doch gar zu gerne, aber es geht doch nicht.“

II.

Es war Ende November. —

Um den Mittagstisch bei dem Herrn Ginnehmer Merker saßen Vater, Mutter und sechs Kinder: drei Knaben und drei Mädchen. Der älteste Sohn war zwölf, das jüngste Töchterchen zwei Jahr alt.

Es war eine Freude, die flinken Löffel der Kinder zu sehen, wie sie mit großer Emsigkeit den Weg vom Teller in den Mund wieder und immer wieder zurücklegten. Die schnellste war aber doch die Hand des achtjährigen Paul; sein Teller war am öftersten leer, und die Mutter sprach zum

Vater: „Was unser Paul jetzt Mittags essen kann, das ist wirklich zum Erstaunen, und er bekommt auch jeden Morgen sein Dreierbrot und er nimmt es noch dazu mit in die Schule, da müßte er doch bis Mittag viel weniger hungrig sein.“ „Na, wenn's ihm nur schmeckt,“ entgegnete der Vater, „der Junge wächst jetzt, und wer in der Schule fleißig ist, der muß auch brav essen dürfen.“

Paul war bei dem Worte „Dreierbrot“ etwas verlegen geworden; er bückte sich auf den Teller nieder und löffelte darin herum, als wollte er die ganze Glasur miteffen.

In diesem Augenblicke trat das Dienstmädchen herein, sah Paul mit einem bösen Blicke an und bat den Herrn Ginnehmer, mit ihm ein Wort im Geheimen reden zu dürfen. Paul betete das zweite Tischgebet, die Familie erhob sich und der Vater ging mit dem Dienstmädchen in das kleine Nebenzimmer. Nach einiger Zeit kam sie wieder heraus und sagte mit höhnischem Tone: „Paul soll gleich zum Vater kommen.“ Der Knabe folgte schnell dem Gebote und die Thür schloß sich hinter ihm.

Im kleinen Zimmer stand der Vater mit bleichem, kummervollem Angesichte; auf dem Tisch lag ein langes Lederbeutelschen mit stählernen Ringen und daneben ein ganzer Haufen alter und neuer Dreier. Beim Anblick derselben erschrak Paul auf das Heftigste und schnell wollte er auf den Schatz zustürzen, aber der Vater rief mit gebietender Stimme: „Halt!“ Er

trat jetzt näher heran an seinen bestürzten Sohn und sprach mit so ernster und bewegter Stimme, wie Paul noch nie vom Vater gehört hatte: „Mein Sohn, gegen dich ist eine harte Anklage erhoben worden und ein schwerer Verdacht ruht auf dir. Du weißt, vor einiger Zeit ist der Mutter vom Nähtisch auf eine unerklärliche Weise ein Zehneugroschenstück weggekommen, das sich nach allen Suchen und Fragen nicht hat wiederfinden lassen. Heute will das Mädchen deinen Strohsack neu füllen, da fällt dieser Beutel mit dreißig Dreieren heraus. Mein Sohn! Gieb Gott die Ehre und bekenne vor seinem heiligen Auge, ist der Beutel mit dem Gelde dein?“

Paul erhob kühn sein Haupt, schaute dem Vater mit klarem, hellem Blicke ins Auge und sagte mit fester Stimme: „Ja, Vater.“

Das bekümmerte Angesicht des Vaters hellte sich bei dieser Antwort etwas auf, denn er dachte: „Mein Sohn kann nimmer ein Dieb sein, sonst könnte er mir nicht so offen in's Auge sehen“ und laut frug er weiter: „Aber mein Paul, wie kommst Du zu dem vielen Gelde, woher hast Du es?“ Da wurde des Knaben Antlitz blutroth, er stotterte und stotterte und brachte kein zusammenhängendes Wort heraus.

Forschend und schweigend stand ihm der Vater gegenüber; als aber Paul immer verlegener wurde, und endlich ganz schwieg, da war des armen Mannes Muth gebrochen und mit dem tiefsten Seelenschmerze sprach er: „So bist Du dennoch

ein Dieb? Paul, Paul, welche Schande bringst Du über das Haupt Deiner Eltern?"

Während dem war die Thüre leise geöffnet worden; gerade bei den letzten Worten war die Mutter hereingetreten. Wie entsetzlich erschrak das weiche Mutterherz bei der furchtbaren Beschuldigung: „Paul, so bist Du dennoch ein Dieb?“ und die Arme konnte einen leisen Schrei nicht unterdrücken. Schweigend geleitete sie der ausblickende Vater zu einem Stuhle, auf welchem sie erschöpft niedersank.

Aber es war, als habe der Anblick der guten, guten Mutter dem angeklagten Knaben neuen Muth gegeben; auch er trat zu dem Stuhle, sank vor seiner Mutter nieder, erhob flehend seine Arme und rief zu ihr hinauf: „Meine Mutter, meine Mutter! Du kannst es nimmer glauben, daß Dein Paul ein Dieb sei. Ich habe Dich ja noch nie betrogen. Ach, ich wollte Dir so gern Alles sagen, aber, aber — —.“ Der Knabe schwieg wieder; — doch plötzlich wendete er sich zum Vater und fuhr fort: „Vater! Vater, glaube auch Du Deinem Sohne. Warte noch einen Monat, dann sollst Du Alles erfahren. O glaube mir, das Geld ist mein, gieb mir es' wieder; ein Dieb bin ich nimmermehr.“

Der Knabe schwieg; sein Auge strahlte so schön und rein, und jetzt bog er sein Haupt und verbarg es im Schooße der Mutter. Diese legte ihre weiche Hand auf sein Lockenhaar, sah den Vater so bittend an und flüsterte ihm zu: „Paul ist

kein Dieb, das sagt mir mein Herz. O lieber Mann, glaube auch Du ihm.“ Auch dem Vater war es bei Pauls einfachen Worten warm um das Herz geworden; mit Rührung sah er auf den knieenden Sohn, nickte mit dem Haupte und sprach: „Gut, ich glaube ihm; aber das Geld kann ich ihm nicht lassen. Geld ist nicht gut in Kindeshand.“

Paul hatte diese letzten Worte mit großem Schmerze gehört; schnell richtete er sich empor, sah fest in des Vaters Auge und bat aufs neue: „Laß mir das Geld, sonst glaubst Du mir nicht ganz; — Du sollst Alles erfahren, aber jetzt, lieber Vater, nur jetzt nicht.“

Der Herr Ginnehmer dachte hin und her, von wem sein Sohn das Geld haben könne und was er wohl damit thun wolle, aber er konnte sich auf Nichts besinnen; und doch sah sein Liebling so unschuldig aus, doch stand er wie ein kleiner Held da. Sein Herz mußte ihm glauben, darum reichte er endlich dem Knaben die Rechte, deutete mit der Linken auf den Tisch und sprach feierlich: „So nimm das Geld und laß mich diese Stunde nie bereuen.“

„Dank, Dank, für Euer Vertrauen,“ rief der glückliche Paul, steckte mit leuchtenden Augen die dreißig Dreier in das Lederbeutelchen und war zur Thür hinaus. Draußen in der Küche stand das Dienstmädchen in großer Erwartung. Als aber Paul mit seinem Lederbeutel so freudestrahlend an ihr

vorübereilte, da schüttelte sie mißbilligend den Kopf und wußte nicht, was sie denken sollte.

III.

Es war Ende December.

Am Weihnachtsmorgen stand der Herr Ginnehmer Merker am Fenster und sah mit freudigem Antlitz den fallenden Schneeflocken zu; dann trat er zur Mutter und sagte: „Sieh, mein Wunsch geht in Erfüllung, wir bekommen weiße Weihnachten.“ Die Mutter nickte nur dazu, denn sie setzte eben Silberlätze auf ein schwarzes Sammetkleid für die große Puppe, und der Vater sprach weiter: „Bist Du denn mit dem Einkaufen und Besorgen nun bald fertig? — doch nun muß ich an meine Arbeit; also um sechs Uhr wird beschert.“ Während er freundlich grüßte, rief ihm die Mutter unter der Thüre nach: „Komm nur heute etwas zeitiger aus Deiner Expedition zurück. Ich freue mich zu sehr auf den Jubel unserer Kinder. Aber noch mehr sehne ich mich nach dem Augenblicke, in dem Paul sein Versprechen erfüllen und uns die Geschichte mit den Dreiern offenbaren wird.“ Der Vater blieb noch einige Zeit sinnend stehen, ehe er die Thüre schloß, und rief noch in's Zimmer hinein: „Du sprichst mir wie aus der Seele, liebe Frau; erinnere unsern Paul aber mit keiner Sylbe an seine Zusage; er soll sehen, daß wir ihm ganz vertrauen.“ Die Mutter nickte ihm freundlich zu und bald hörte man seine Schritte in der Haussflur.

Es schlug sechs Uhr. — Der Vater war schon vor einer Stunde zurückgekehrt und hatte unter dem warmen Rocke ganz geheimnißvoll ein Packet getragen, aber die Augen der Kinder hatten es doch bemerkt, und sie riethen nun in der kleinen Stube hin und her, was das graue Papier wohl möge enthalten haben. Eins rieth auf Pfefferkuchen, ein Anderes auf eine Harmonika, ein Drittes auf Bilderbücher, doch sie konnten sich nicht vereinigen. Darauf erzählten die Größeren von den Gaben, welche sie heimlich für Vater und Mutter gearbeitet und schon vorher im Bescherzimmer unter die Serviette der Eltern gelegt hatten, wie Socken, angefangene Tischdecken, Spiegelfästchen von Pappe mit schöner Goldleiste u. s. w.

Auch Paul war mit anwesend, obgleich er etwas später und sehr erhitzt eingetreten war; an dem Gespräche nahm er keinen Theil; still stand er auf derselben Stelle, an welcher er vor einem Monat ein Dieb genannt worden war. Wenn er auch schwieg, so glänzte sein Auge doch in wunderbarer Erwartung und Freude, und bei jedem noch so leisen Geräusche an der Thür wurde er blutroth.

Endlich, endlich öffnete sich diese, des Vaters Stimme kommandirte freundlich: „Die Kleinsten voran, die Großen zuletzt“ und in stürmischem Zuge ging es dem Lichterglanze entgegen. Paul, obgleich nicht der Älteste, war doch der Letzte — schnell sah er sich in dem Bescherungszimmer nach

dem zugedeckten Tischchen der Mutter um, — ebenso schnell löste er den Ledergurt seiner weiten Winterkutte, nahm mit Vorsicht zwei glänzende Gegenstände darunter hervor und husch, lagen sie unter der wieder zufallenden Hülle des Tischchens. Niemand hatte etwas bemerkt. Welcher Jubel herrschte rings umher! „Meine Trompete!“ „Ach, die schöne, wilde Thierbude!“ „Und meine Schreipuppe erst!“ „Die herrlichen Ohrringe!“ „Das schönste sind meine Zinnsoldaten!“ „Guter Vater, liebe Mutter!“ „Drum drumdum!“ Schnetterengdeng!“ so klang es in allen Ecken und Enden.

Mit seligen Blick schauten die Eltern in das Getümmel.

In diesem Augenblicke waren sie tausendfach belohnt für die durchwachten Nächte, für die Entsagungen und Mühen, um ihren Kindern solche Freude bereiten zu können.

„Aber Mutterchen, willst Du denn Dein Tischchen gar nicht ansehen?“ sprach jetzt der Vater und führte sie in die Nähe der Thür.

Raum hatte sie hier das Tuch in die Höh' gehoben, so rief sie laut vor Freuden: „Aber-liebster, bester Mann, woher hast Du denn die schöne Tasse, sie gleicht ja jener auf ein Haar, welche die Christel vor 3 Monaten zerschlagen hat, worüber ich mich so sehr betrübte. Nein, die herrliche, prächtige Tasse.“

Der Vater war bei diesem Ausrufe der Freude dichter herangetreten, nahm die Tasse in seine Hand, betrachtete sie

lange und sprach endlich: „Liebe Frau, von mir ist diese Tasse nicht; ich hätte gar nicht gewußt, wo ich gerade eine solche, wie die zerschlagene war, hätte kaufen sollen.“

„Wie lieber Mann?“ frug erstaunt die Mutter und wollte weiter sprechen, doch eben öffnete sich die Thür, ein Bäckerlehrbursche trat herein mit einem großen Korbe und hinter ihm folgte Herr Seifert im Staatsanzuge. Nach einigem Umsehen im Familientreise trat er vor und sprach mit freundlichem Lachen: „Guten Abend, Herr Ginnehmer! Guten Abend, Frau Ginnehmerin. Sie kennen mich gewiß nicht, aber ich bin der Bäckermeister Seifert. Ich kenne Sie auch nur so vom Ansehen, aber ich kenne Ihren Sohn Paul und das ist ein Prachtmensch. Haben Sie sich nicht recht über die Tasse gefreut? — Hat der Blißjunge sich seit einem Vierteljahre sein Frühstücksdreierbrot abgedarbt und an mich, denken Sie nur, an mich, den Bäckermeister Seifert, verkauft. Ist das nicht zum Todtlachen, wenn man nicht vor Rührung weinen müßte.“ Dabei liefen dem dicken Herrn Bäckermeister immer die hellen Thränen über die rothen Wangen.

Vater und Mutter wollten sprechen, aber sie konnten nicht. Ungeduldig fuhr Herr Seifert fort: „Aber Schockhette! wo haben Sie denn den Burschen? Ich habe mich auf heute wie ein Kind gefreut und nun bin ich wohl gar falsch gekommen?“

„Paul! mein Sohn! wo bist Du?“ rief der Vater; „Paul, mein Paul! komm an mein Herz!“ rief die Mutter, aber sie

sah es nicht, wie der Gerufene, gedrängt von seinen Geschwistern, endlich näher trat, sie weinte die seligsten Thränen, die Thränen reinsten Freude über ein gutes, frommes, erkanntes Kind. Der Vater ging seinem Sohne entgegen, zog ihn an sein Herz und mit zitternder Stimme sprach er zu ihm: „Mein Sohn, mein theurer Paul! Sieh Deinen Vater an, wie er vor Freude zittert, einen solchen Sohn zu haben. Als Dieb warst Du angeklagt, als mein bestes Kind stehst Du heute vor mir. Umarme mich, mein Sohn, und denke in jeder schweren Stunde Deines Lebens daran: Mein Vater hat einst vor Freude gezittert, weil ich brav war.“

Paul sah so verklärt aus, als wären tausend Weihnachtskerzen auf seinem Antlitz angezündet, er versuchte zu reden, aber der Jubel in seinem Herzen war zu groß. Selig stand er zwischen Vater und Mutter und das war ihm genug. Meister Seifert aber hatte das Wort Dieb aufgefangen; er konnte sich nicht mehr helfen und laut polterte er heraus: „Was? Herr Ginnehmer? Ihr Sohn ein Dieb? Wer hat ihn einen Dieb genannt, der hat es mit mir zu thun. Nehmen Sie mir meine Hitze nicht übel, aber hören Sie mir einmal andächtig zu, und Sie, Frau Ginnehmerin auch, damit Sie endlich wissen, was Sie an Ihrem Sohne haben.“ Und nun erzählte er die ganze Geschichte ausführlich und das rothseidene Taschentuch fuhr dabei mehr als einmal über das glänzende Angesicht. Es war ein wunderbares Bild; der strahlende

Lichterbaum, Vater und Mutter mit dem Sohne auf der einen Seite, der dicke Herr Seifert mit dem großen seidnen Tuche ihnen gegenüber und ringsherum im Kreise die übrigen Kinder, jedes sein Lieblingsgeschenk in der Hand.

Und nun erzählte der Vater dem staunenden Bäckermeister von den verschwundenen Zehnneugroschen, dem gefundenen Geldbeutel mit den dreißig Dreiern und von dem naheliegenden Verdachte.

Daß war dem Bäckermeister wieder zu viel und wieder mußte er herauspoltern, er wußte selbst nicht mehr, ob aus Aerger über den Verdacht, oder aus Freude über den Muth und das Zartgefühl des Knaben. Er packte den Knaben bei der Hand und rief ihn an, als wenn er ganz böse wäre: „Aber Menschenkind, warum hast Du denn nichts gesagt, oder warum hast Du denn Deine Eltern nicht zu mir geschickt; ich hätte es Ihnen schon sagen wollen!“

„Mein Paul! antworte doch Deinem guten Herrn Seifert,“ flüsterte ihm die Mutter zu und streichelte seine Locken.

„Weil — weil, weil“ — stotterte Paul heraus, „weil sich dann meine Mutter nicht mehr auf die Tasse gefreut hätte, wenn ich es gesagt. Ich hatte die Tasse in einem Gewölbe am Fenster stehen sehen und gefragt, was sie kosten sollte, und da, und da habe ich eben die Dreier gespart, und nun wird meine Mutter nicht mehr auf die Christel böse sein. — Ach, Herr Seifert, wie dank ich Ihnen.“ —

„Ach was Dank! Ich habe zu danken! Mein Gott, solch fröhliche Weihnachten hab ich noch nicht gefeiert. Und da, — nicht wahr, Frau Ginnehmerin, Sie nehmen mirs nicht übel, und da sind mir einige Stollen übrig geblieben und Sie nehmen sie an. He, Lehrbursche, lange sie aus dem Korbe auf den Tisch. Und nun noch eine Bitte. — Sehen Sie, mir gefällt es hier, und weil uns der liebe Gott nun einmal keine Kinder geschenkt hat, und weil es mir zu Hause so einsam ist, und weil ich nun gesehen habe, was Sie für Leuten sind, da dächte ich, Sie behielten mich heute hier und wir holten meine Frau auch noch her.“

Die Frau Bäckermeisterin wurde geholt. Die Zehnneugroschen fanden sich beim Scheuern in einer Fußbodenglinse und Paul wird ein Bäcker, weil er so gut Dreierbrotel verkaufte.

Der Drachenreiter,

oder:

Wie ein Haseweis geheilt wurde.

Franz war heute gerade acht Jahre alt geworden und hatte zum erstenmal in seinem ganzen Leben etwas zum Geburtstag erhalten, was ihm größere Freude machte als ein ganzes Königreich. Ihr Kinder denkt vielleicht an ein Blaserohr, an eine Armbrust oder an einen Dampfwagen u. s. w. — Nein, nein, sein Geschenk war viel, viel herrlicher. Es waren blankgewichste Stiefeln mit hohen Schäften und Absätzen.

Franz lief im ganzen Hause herum und zeigte sie aller Welt; selbst der Sultan an der Kette und der Kanarienvogel im Bauer hatte sich darüber gefreut; denn Sultan bellte laut, als er sie sah, und der Max sang sein schönstes Lied.

Franz hatte aber die blanken Stiefeln nicht an den Beinen, er hatte sie nur in der Hand herumtragen dürfen, denn der Vater hatte gesagt: „Wenn ein schöner Tag kommt, dann gehen wir spaziren und weihen sie ein; bis dahin trägt Franz noch die alten Schuhe ab.“ Am Mittag stand Franz jubelnd am Fenster und hielt seine Stiefeln der Sonne entgegen, damit sie sich in dem Glanze bespiegeln. Da trat der Vater ein und sprach: „Mein Sohn, heute noch werden die Stiefeln

eingeweicht; das Wetter ist zu schön; um vier Uhr gehen wir in das Tiefenthal."

Franz war gehorsam wie das beste Kind und schon um halb 4 Uhr stand er fix und fertig in den neuen Stiefeln da.

Von Franzens Fenstern aus sah man einen hübschen Berg. Hinter diesem Berge wohnte der Herr Wind. Gerade um halb 4 Uhr wachte dieser Herr Wind aus langem Schläfe auf, dehnte und reckte die langen Glieder, nahm einen weiten Mantel um und brummte für sich: „Das lange Liegen macht recht faul und benimmt die Kräfte; ich will mir heute einen rechten Spaß machen.“ Hui! war er um die Ecke über den Berg, und wohin er fuhr, da wirbelte der Staub hoch auf, und die mächtigsten Bäume neigten sich vor ihm bis zur Erde. Den feinen Herren riß er den Hut vom Kopfe und den gepuderten Damen nahm er den Schleier weit mit weg, und jemehr Alle schrien und liefen, desto mehr heulte und pffte er vor Freuden. Die lustige Fahrt des Herrn Windes ging schneller als der Dampfwagen; alle Blumen und Gräser wollten mitfliegen, sie zappelten vor lauter Sehnsucht und einige Dachziegeln, die nicht ganz fest im Kasse waren, dachten: „Wir fliegen auch mit!“ und rissen sich los. Aber plump! lagen sie zerschlagen auf der Erde, denn sie waren zu schwerfällig. Da lachte der Wind und rief im Weiterziehen: „Die Tölpel! Ja das Fliegen ist eine Kunst, die nicht Jeder versteht.“

Die Sonne aber nahm schnell einen Wolkenschleier vor ihr Angesicht, seufzte gar tief und sprach: „Ich will mich lieber in Acht nehmen und schützen, daß ich von dem heftigen Zuge keinen Schnupfen bekomme, denn im Frühling und Sommer muß ich tüchtig auf den Beinen sein.“ —

Auch Franz hatte das Säusen und Brausen gehört. Schnell öffnete er einen Flügel des Doppelfensters, um zu sehen, wer es wage, an seinem Geburtstage solchen Spektakel zu machen. In demselben Augenblicke kam der Wind wieder um die Ecke und schrie: „Platz da, wenn ich komme!“ und dabei warf er Franz den das Fenster vor der Nase zu, daß alles frachte.

Franz hielt sich den brummenden Kopf, an welchen der Fensterrahmen angeknallt war; der Vater aber ging an das Barometer oder Wetterglas, schob die Brille in die Höhe und sprach: „Frisz, zieh Deine Stiefeln wieder aus. Heute giebt es Sturm und das Wetter wird schlecht. Wir gehen ein andermal spazieren.“ Darauf ging der Vater in sein Arbeitszimmer und schlug einige Fliegen, die der Wind ins Zimmer getrieben hatte, mit der Klatsche todt, dann las er einige Zeitungen und trank eine Tasse Kaffee dazu.

Frisz aber war bei des Vaters Worten wieder ans Fenster getreten und sah mit Schmerz auf den grauen Wolkenhimmel und mit Kummer auf seine glänzenden Lederstiefeln an den Füßen. Aber auf einmal wurde er zornig, stampfte dreimal

mit den neuen Absägen, ballte die Faust und sprach mit böser Stimme: „Wind! Du böser Wind! Du bist an meinem Unglück schuld. Wenn ich Dich nur unter meinen Füßen hätte, da solltest Du schon sehen, daß ich Eisen an den Stiefeln habe.“ Gerade in diesem Augenblicke war der Herr Wind wieder um die Ecke gekommen und hatte durch eine Fensterglinse diese Drohung gehört. Schnell fuhr er durch die Feuereße und durch das Rohr in den Ofen und blies aus dem Blechkasten die Asche in einer langer grauen Wolke dem Knaben auf die blanken Stiefeln und brummte: „Warte nur! naseweiser Bursche! Wir sehen uns schon wieder! Ungezogene Leute müssen getippt werden; auch wenn sie neue Stiefeln mit Eisenabsägen haben.“

Franz sah ganz erschrocken auf seine Füße und wischte mit dem ganz neuen Taschentuche sogleich den Aschenstaub herunter; aber den ganzen übrigen Tag war er sehr unzufrieden und sehr ungezogen.

Seine übrigen Geburtstagsgeschenke erfreuten ihn gar nicht, und Alles, was ihm die gute Mutter befahl, das that er langsam und mürrisch und seufzte und brummte dabei: „Wenn es nur gar keinen Wind mehr gäbe! Wozu braucht man den dummen Wind! Er ist zu gar nichts nütze und verdirbt einem nur alles Vergnügen.“

Der Herr Wind draußen im Freien ließ sich durch solches Gerede keinen Augenblick stören; er setzte und jagte nur um

so lustiger über Wiesen, Felder und Wälder und spielte mit den Wolken Haschekaters.

Endlich kam der Abend herbei und Franz ging mißmuthig ins Bett. Die Mutter sprach zu ihm: „Aber Franz, Du bist an Deinem Geburtstage kein dankbares Kind gewesen; Du hast die schönen Geschenke gar nicht verdient, auch nicht die schönen Stiefeln.“

Franz antwortete: „Wenn ich in meinen neuen Stiefeln nur hätte spazieren gehen dürfen, da wäre ich schon gut gewesen! Aber der Wind, der häßliche Wind!“ und dabei zog er das Deckbett über die Ohren.

Es wurde Nacht.

Alles ruhte und schlief. Selbst der Nachtwächter war in sein Stübchen gekrochen und dachte: „Heute bricht kein Dieb ein; die Nacht ist zu finster und stürmisch.“

Alles ruhte, nur der Wind nicht; und am meisten brauste und fauste er um Franzens Haus. Mit aller Macht stieß er an die Fenster, daß die Scheiben klirrten und die Vorhänge wackelten. Franz war vor Schreck schon mehrmals aufgewacht. Zitternd lag er im Bett und blickte mit Furcht und Angst nach dem Fenster.

Da plägte der Wind mit aller Gewalt an die Scheiben; das Glas klirrte zu Boden und der Vorhang flog hoch in die Höh. Franz wollte schnell mit dem Kopfe unter das Deckbett fahren, aber er konnte nicht; er war vor Schreck ganz

steif. Denn da, wo im Fensterrahmen die ganze Scheibe fehlte, zog sich eine lange, lange Gestalt ins Schlafzimmer herein und jetzt stand sie neben Franzens Bett. Die Gestalt reichte bis an die Decke; ein weiter, grauer Mantel hing um sie herum; um das Gesicht flatterte ein langer grauer Bart und zwei große Augen sahen gar ernst den Knaben an.

„Kennst Du mich, Franz? Ich bin der Wind, den Du mit Deinen Stiefelabsätzen zertreten wolltest! Franz heraus aus Deinem Bett! Ich will Dir zeigen, wozu ich gut bin!“

Franz war noch starrer bei dieser Anrede geworden; er wollte sich wieder unter das Deckbett verkriechen — aber ehe er es wußte, stand er im Hemd vor seinem Bette. Der Wind hatte ihn mit Blitzesschnelligkeit herausgehoben; aber trotzdem so sanft, denn nirgends fühlte der Knabe einen Schmerz an seinem Körper.

„Zieh Deine glänzenden Stiefeln an, die müssen mit!“ sprach jetzt der Wind von der Decke herab und Franz gehorchte. Aber der arme Junge zitterte an allen Gliedern und die Stiefeln gingen gar schwer an. Endlich waren sie an den Füßen. Der Wind warf ihm schnell noch die Hosen zu, die aber auch sehr schwer sich anziehen ließen. Wie Franz nun ging und stand, im Hemd, in den Hosen und in den Stiefeln wurde er vom Winde in die Arme genommen, und mit einem Rucke waren beide zum Fenster hinaus durch das Loch gefahren und Franz saß in den Zweigen des Hollunderstrauches

vor dem Schlafzimmer. Der Wind aber stand unten und sprach: „Wo hast Du Deinen großen Drachen?“ — Franz sprach leise: „Im Gartenhause, Herr Wind.“ —

Der Wind schlug an die Thür des Gartenhauses, daß sie nach einem einzigen Rucke aufsprang, flog hinein und nach einer Minute kam er zurück mit dem großen Drachen am Bindfaden. Schnell legte er ihn auf den breiten Strauch und rief: „Franz, setze Dich schnell auf den Drachen; wir müssen eine weite Reise machen.“ —

Da erschrak aber der Knabe aufs neue und bat und flehte: „Ach lieber Herr Wind! Leg mich doch wieder in mein Bett; ich will nie wieder über Dich dummes Zeug reden. Bitte, bitte, laß mich hier!“

Aber der Wind machte ein zornig Gesicht, nahm den Knaben bei den Armen und setzte ihn auf den Drachen, wie auf ein Pferd, ergriff schnell den Bindfaden und hoch hinauf ging es in alle Lüfte.

Franz wollte laut schreien, aber der Herr Wind drehte sich um und schrie ihm zu: „Junge, sitze fest, dann geht Alles gut ab. Du Naseweis sollst sehen, wozu ich gut bin.“

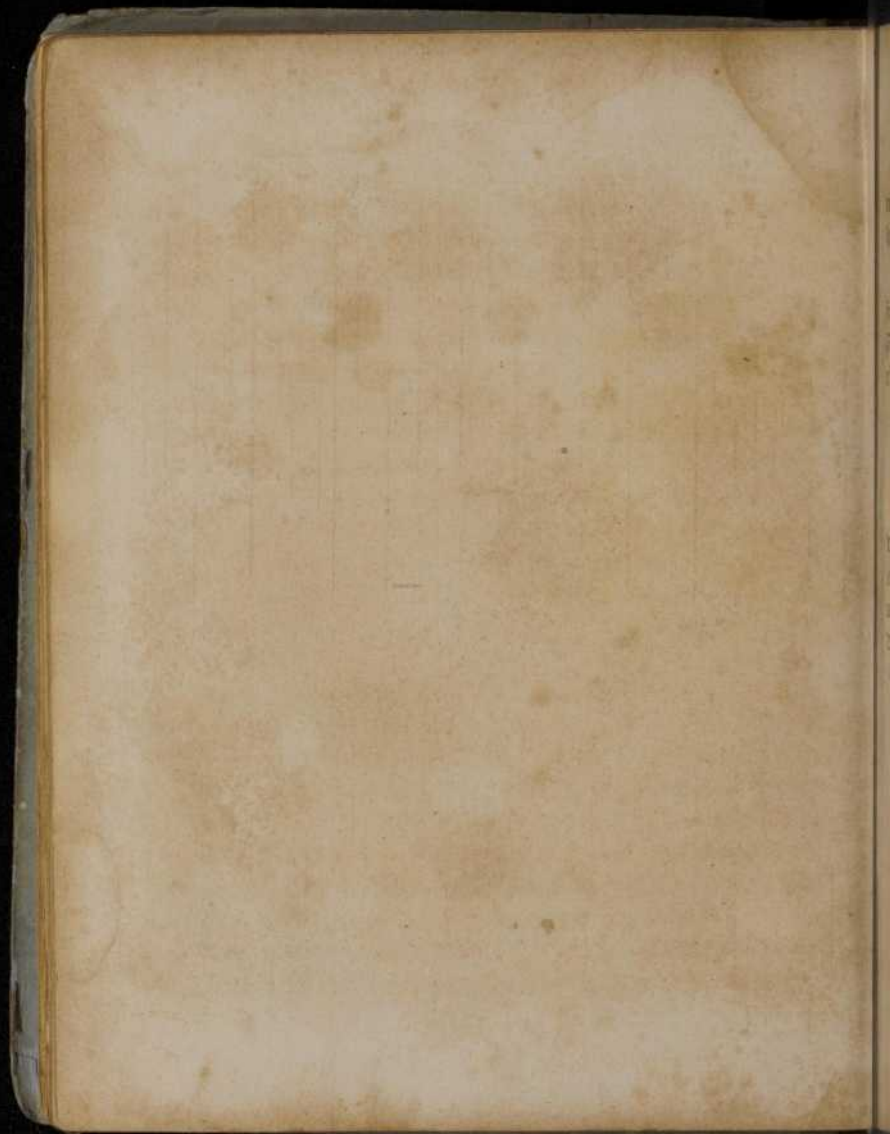
Und fort ging es im schnellen Fluge über Berge und Thäler, über Städte und Dörfer, über Flüsse und Seen.

Endlich breitete sich ein ungeheures großes Wasser vor den Blicken Franzens aus. Es war das Meer, und wohin er schauen mochte, nichts als Wasser und immer wieder Wasser

war unter ihm. Fester und immer fester klammerte sich der Knabe an den Drachen an, denn wenn er hinunterstürzte, da mußte er elend ertrinken. Aber freundlicher als vorher drehte sich der Wind um und rief Franz zu: „Kleiner Drachenreiter, jetzt paß auf!“

Plötzlich sah Franz ein großes Schiff unter sich. Es war kein Dampfschiff, sondern ein Segelschiff. Aber die Segel hingen schlaff an dem Mastbaume herunter und das Schiff lag still, ohne sich zu bewegen, auf dem blauen Meere. Die Menschen auf dem Schiffe lagen weinend auf ihren Knien und jammerten und beteten. Der Wind senkte seinen Flug nach dem Schiffe zu und ganz deutlich bemerkte Franz, die armen Leute sahen alle bleich aus wie Leichen. Ja auf dem einen Plage lagen wirkliche Leichen, zarte Kinder mit ihren todten Müttern. Als aber die noch Lebenden den Wind kommen sahen, da hoben sie ihre Hände hinauf zu ihm und riefen mit lauter, lauter Stimme: „O Wind, Wind! Dich sendet uns Gott, damit wir nicht Alle auf dem Meere verhungern, verdursten und sterben müssen. O Wind, Wind! Schon seit vier Wochen steht unser Schiff auf einem Flecke still, weil Du nicht gekommen bist. Unser Brot ist aufgezehrt, unser Wasser ist aufgetrunken, wenn Du uns nicht hilfst, dann sterben wir Alle vor Hunger und Durst, wie die armen Kindlein mit ihren Müttern. — O Wind, Wind! Fahre hernieder und blase in unsere Segel und führe uns hin an das Land,





wo wir zu essen und zu trinken finden. O Wind, o Wind! hilf uns, sonst sind wir verloren!"

Der Herr Wind aber drehte sich wieder zu Franz um und fragte mit freundlicher Stimme: „Franz, soll ich helfen?“ Und Franz vergaß seine eigene Noth auf dem Drachen und laut rief er:

„Herr Wind, Herr Wind!

Du himmlisches Kind!

O hilf geschwind!"

„Na, da wollen wir es thun!" sagte immer freundlicher der Wind, „aber kleiner Naseweis, sitze fest, jetzt geht die Fahrt erst recht los!" Und kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, und kaum hatte Franz sich an den Drachen fester geklammert, da brauste der Wind mit aller Macht in die Segel und das Schiff flog wie ein Pfeil durch die Meereswogen. Aber die Menschen unten waren voller Freude und sangen Jubellieder und Lobgesänge auf den lieben Gott und auf den Wind.

Nach einigen Stunden war das Schiff in einem sicheren Hafen. Die geretteten Menschen eilten glückselig ans Land, stürzten auf die Knie und dankten unter Thränen dem lieben Gott, daß er ihnen den Wind geschickt und sie vom Tode errettet hatte.

Aber der Wind heulte vor Freuden und brüllte mit lauter Stimme dem Knaben zu: „Naseweis, Naseweis, weißt Du

nun, wozu ich gut bin? Aber warte, Du bist müde, wir müssen einmal ausruhen!"

Dabei hob er sich und den Drachen mit einem Ruck in die Höhe und in einigen Minuten waren sie auf einem hohen Felsen nahe bei dem Meere angekommen. Hier hielt der Wind still, der Drachen senkte sich auf den Felsen und der Knabe stand auf einmal auf dem Boden, der wie ein schöner Garten ausah. Hier dufteten bunte Blumen, dort guckten süße Beeren aus den grünen Blättern hervor, ja ein Bäumchen stand sogar da und auf demselben hingen schöne Früchte.

Der Herr Wind legte seinen weiten Mantel ab, streckte sich ins Gras und sagte lachend zu dem Knaben: „Pflücke die Blumen, suche Beeren und is von den Früchten; wir haben noch eine weite Reise bis nach Hause. Drachenreiter, Du wirst hungrig sein.“ —

Franz wußte gar nicht, wie ihm geschah. Er schämte sich vor dem Winde, der so gar freundlich war. Er fürchtete sich beinahe nicht mehr und endlich sagte er leise: „Herr Wind, sei nicht mehr böse auf mich. Du bist ja so gut und hast so viel Menschen gerettet.“

Da lachte der Wind, streichelte Franz die Wange und antwortete: „Is nur, is! Wir haben noch viel zu thun. Aber weißt Du denn, wer hier die Blumen, die Beeren und das Bäumchen gepflanzt hat? Na, Menschen können hier nicht herauf! Der Gärtner bin ich gewesen. Ich habe die Samen-

förnlein hierher getragen. Gest, kleiner Naseweis, der Wind ist ein guter Gärtner?" —

Franz aber wurde immer mehr roth vor Scham, daß er an seinem Geburtstage so dummes Zeug vom Winde geredet hatte, und sah ihn jetzt gar bittend an. Daß gefiel dem Winde; schnell schüttelte er ein paar mal das Bäumchen und die reifen Früchte purzelten lustig herunter. Und Franz aß und sie schmeckten ihm prächtig.

Nach einer Viertelstunde erhob sich der Wind, nahm seinen Mantel um, trat zu Franzén und fragte: „Willst Du hier bleiben, oder willst Du mich begleiten?“ Wenn Du auf dem Drachen wieder so gut reitest, kommen wir endlich nach Hause mit Deinen neuen Stiefeln.

Franz setzte sich gehorsam auf sein papiernes Reithpferd und fort gings wieder in die Luft.

Da mit einem male wurde es dem Knaben ganz übel zu Muthé. Er befand sich in einer dichten dunklen Wolke; um ihn herum roch es so schlecht nach Rauch und Dunst, daß er sich gern die Nase zugehalten hätte und die Luft war so dick, daß er kaum noch athmen konnte.

„Herr Wind! ich ersticke! rief er halblaut, und flammerte sich fester an den Drachen. Der Wind antwortete: „Nur Geduld! Herr Naseweis! Es wird schon anders werden.“ Dabei senkte er sich und den Drachen etwas tiefer und Franz sah durch den Nebel unter sich eine Stadt in einem Thale.

Zu den vier Thoren trugen schwarze Träger schwarze Särge hinaus und hinter denselben gingen weinend die Leidtragenden. Franz wurde immer ängstlicher und rief wieder: „Ach Herr Wind, wohin führst Du mich? Mir ist ganz übel von der schlechten Luft.“

Schnell antwortete der Wind: „Das glaube ich. Bin lange nicht hier gewesen. Die schlechten Dünste haben sich über dem Thale gelagert und die armen Menschen sind davon gestorben. Hörst Du die Leichengesänge? Und wenn ich nicht bald die Dünste verjage und frische Luft bringe, da müssen noch Alle sterben, die krank in den Betten liegen. — Aber nun frisch an die Arbeit. Ruhe hier auf der Pappel aus, ich will reine Wirthschaft machen.“

Ehe es Franz wußte, saß er schon auf dem Wipfel des hohen Baumes und der Wind fuhr wie ein Wilder über das Thal dahin. Wohin er kam, zerrissen die Dunstwolken und der blaue Himmel schaute gar freundlich herunter. Frische, reine Luft wehte wie ein Balsamhauch über die Pappel und über die Stadt hin, und bald wurden freudige Stimmen unten laut und zum Winde hinauf erklang es: „Gott sei Dank! der Wind ist gekommen und hat die Luft gereinigt; nun wird Krankheit und Tod aus unserem Thale schwinden und Gesundheit und Freude wieder unter uns blühen.“

Während Franz diesen Worten lauschte, war leise der Wind an seine Seite gekommen und sprach lächelnd zu dem

Knaben: „Naseweischen, Naseweischen! Weißt Du nun, wozu ich wieder gut bin? Hahaha! ich bin der große Essenlehrer in der weiten Luft!“

Franz fürchtete sich aber gar nicht mehr, er streichelte dem Winde den grauen Bart und sprach: „Lieber Wind, Du weißt lange, daß ich Dich nun lieb habe, und ich will Dir sogar meine neuen Stiefeln schenken, wenn Du sie anziehen kannst.“

„Davon später, mein Junge! Jetzt setze Dich wieder auf Dein Pferd; wir haben noch mehr zu arbeiten, ehe wir an Ruhen denken können“, antwortete der Wind.

Vertrauensvoll stieg Franz auf den Drachen und hui! ging's weiter.

Bald schwebten sie wieder über einer Gegend, in welcher es recht traurig aussah.

Die Bäche und Flüsse waren wie ausgetrocknet; langsam und traurig schlich das wenige Wasser in den Gräben hin; nicht einmal ein Hund konnte sich ordentlich drin baden. Die Bäume hatten schon gelbliches Laub, das Gras war wie verbrannt, das sonst grüne Korn auf dem Felde sah matt und grau aus und die Vöglein hatten alle Lust zum Singen verloren. Die Blumen senkten die Köpfe wie die Menschen und es war doch Frühling! — Wie kam das? Eben wollte Franz fragen, da sprach der Wind: „Dort auf dem Hügel neben dem Hause mit dem Weingeländer wollen wir ein wenig ausruhen und hören, was die Leute sagen.“

Bald waren sie da und Franz glitt von seinem Drachen hinunter auf den Boden. Aber beinahe wäre es wieder aufgesprungen, denn der Boden brannte wie Feuer durch Hemd und Hosen hindurch. „Thut's weh?“ lachte der Wind und legte seinen Mantel unter, „aber höre, was der Bauer nebenan spricht.“

Aus dem Hause war ein Mann mit einer Frau getreten. Beide sahen gar betrübt und kummervoll aus. Der Mann sah zum Himmel hinauf und seufzte: „Liebes Weib, es zeigt sich wieder keine Wolke am Himmel. Wenn nicht bald Regen kommt, da verdorrt unser Gras, und die armen Kühe und Schafe haben kein Futter mehr; da verdirbt Korn und Weizen und wir müssen darben; da gehen die Weinstöcke und Obstbäume ein, und wir können unseren Kindern keine Freude mehr machen. Ach Gott im Himmel, schicke einen tüchtigen Wind, daß er die Wolken zusammentreibt wie eine Herde, denn alleine kommen sie doch nicht.“

Franz hatte ganz aufmerksam zugehört und wurde mit traurig über des Mannes Kummer; er wendete sich um zu seinem Nachbar, dem Herrn Wind und wollte ihn bitten, die Wolken zu holen, aber dieser lachte wieder und sprach leise: „Schon wieder brauchen mich die Menschen. Ja, ich bin eigentlich ein guter Bursche; nur Herr Franz in den neuen Stiefeln kann mich nicht leiden.“ Franz ließ sich durch den Spott nicht stören, er hob seine Hände auf und sprach:

„Herr Wind! Herr Wind!
 Du himmlisches Kind!
 O hilf geschwind!“

„Still!“ sagte der Wind, „wir wollen hören, was die Frau spricht.“

Franz horchte hin und die Frau sprach: „Ach das Glend wird immer größer. Unser Mehl ist aufgezehrt; heut habe ich das letzte Brot angeschnitten. Der Müller unten am Bache kann schon lange nicht mehr Korn und Weizen mahlen; er hat keinen Tropfen Wasser. Und der Windmüller dort auf jenem Hügel bringt auch nichts fertig; denn es rührt sich kein Lüfchen. Mein Gott, was soll aus uns werden?“

Franz wurde immer gerührter. Noch einmal bat er den Wind und sagte mit flehentlicher Stimme: „Erbarme Dich doch der armen Leute und hilf ihnen; ich schenke Dir ganz gewiß meine neuen Stiefeln.“

Da erhob sich der Wind und trug den Knaben und den Drachen in eine breite Höhle auf dem höchsten Berge der Gegend und sprach: „Na, nun paß auf! Jetzt halte ich große Jagd.“

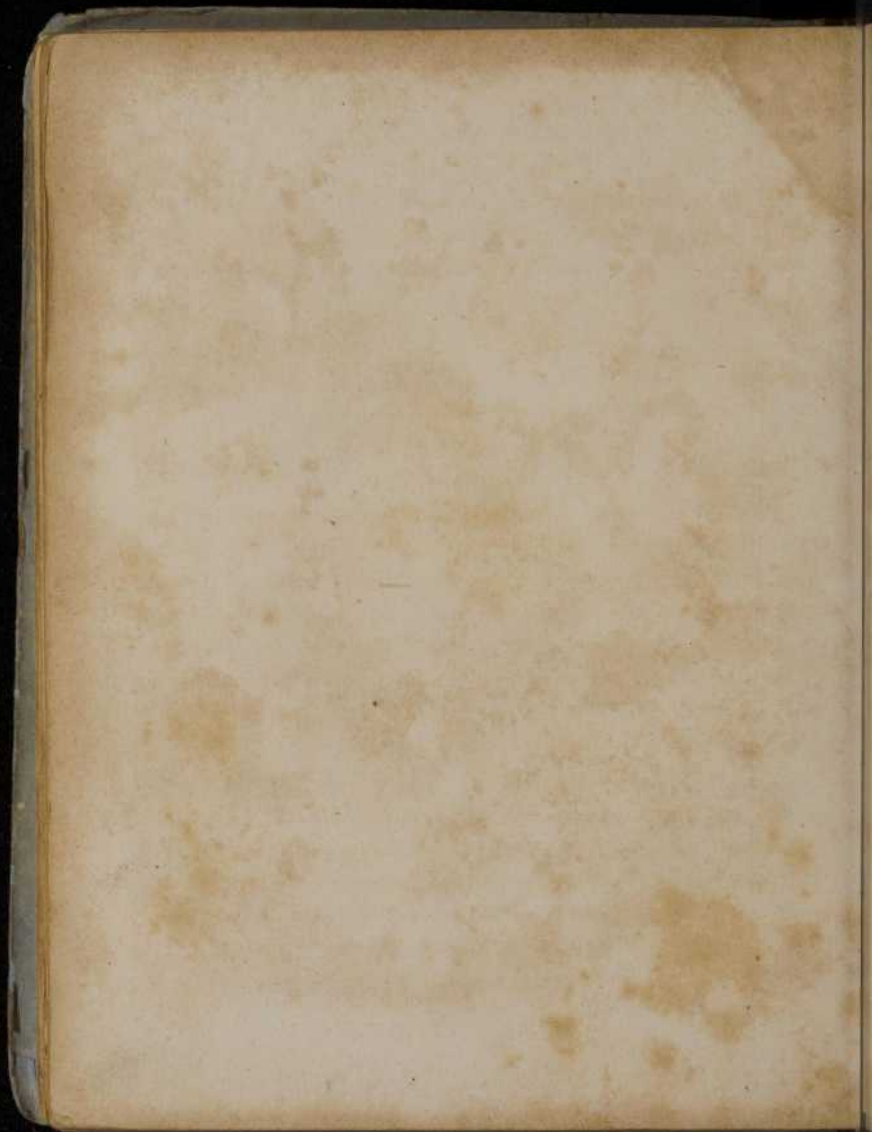
Blitzschnell war er verschwunden und in wenig Minuten drehten sich die Windmühlensflügel, daß alles rauchte. Immer einey. Sack voll Getreide nach dem andern sah Franz den Müller in die Mühle schaffen.

Plötzlich wurde es dunkel über der Gegend. Finstere Wolken zogen brausend darüber hin; immer neue flogen herbei und sammelten sich zu den übrigen. Bald war der ganze Himmel bedeckt. Brausend flog der Wind herbei und rief dem Knaben zu: „Fürchte Dich nicht, Franzel! ich komme bald wieder zu Dir.“

Franz war ein wenig aus der Höhle getreten, um dem Winde nachzusehen, aber bald mußte er wieder zurück, denn schon fielen ihm dicke Tropfen auf die Nase. Bald wurde der Regen stärker und jetzt goß es vom Himmel herunter, wie mit Kannen. Die Bäche schwellen an, Wege und Stege standen unter Wasser und Wiesen und Felder schienen zu schwimmen. Trotzdem traten die Bauersleute unter die Hausthüre; sie achteten es nicht, daß sie über und über naß wurden. Franz konnte nicht hören, was sie redeten, aber ihre Bewegungen mit den Händen und mit dem Kopfe zeigten ihm deutlich ihre große Freude über den Regen an, den der Wind gebracht hatte.

Dieser blieb gar lange aus; endlich kam er zur Höhle zurück, schüttelte das Wasser vom Mantel und aus dem Barte und sprach: „Eine Stunde wollen wir es noch regnen lassen, dann ist es genug für heute. Ich komme morgen wieder, dann soll das Wasser gleich vier Tage vom Himmel fallen. Heute muß ich Dich aber doch trocken nach Hause bringen,





denn wenn Deine Stiefeln den Glanz verlören, das wäre doch ewig schade drum.“

Franz lächelte zu dieser Rede, denn er wußte schon, daß der Wind es nicht so böse meinte.

Die Stunde war vorüber; der Wind erhob sich vom Lager und sprach: „Na, Franz, bin ich nicht ein guter Brunnenmeister? Sieh nur, wie frisch grün wieder Feld und Wiese steht und wie Blumen und Bäume neu gemalt aussehen. Aber warte, Du kannst es nicht gut genug sehen, es ist noch zu trübe. Hui! war der Wind zur Höhle hinaus und oben in den Wolken. Wie Semmelleckchen riß er sie auseinander und warf sie immer weiter und weiter, bis endlich der Himmel wieder schön blau war und der milde Sonnenschein Alles vergoldete. Nun konnte Franz erst schauen, welchen Segen der Wind in so kurzer Zeit gebracht hatte. Nun duftete Blume und Baum, nun glänzte Wiese und Feld, nun jauchzte Mensch und Thier.

Franz freute sich über die erquickte Natur mehr, als gestern über seine neuen Stiefeln und hatte nicht einmal die Rückkunft des Windes bemerkt, bis dieser rief: „Auf den Drachen, lieber Freund! jetzt geht's wieder frisch auf die Reise.“ Bald saß Franz auf seinem Ungeheuer; der Wind nahm den Bindfaden in die Hand und höher und höher ging's in die blaue Luft.

Unter ihnen lag ein freundliches Städtchen; vor dem Thore war ein Wäschplatz und eine zahllose Menge von Hemden, Taschentüchern, Röcken u. s. w. hingen auf der Leine.

„Halt!“ rief der Wind Franz zu, „dort unten sehe ich eine gute Bekannte von mir, die alte Waschfrau. Der muß ich schnell einige Groschen verdienen helfen, sonst hat sie nichts zu essen. Ich setze Dich einstweilen auf die alte Scheune in das leere Storchneß dort, da kannst du zuschauen, was ich Alles thun muß.“

Schon im nächsten Augenblicke saß Franz richtig in dem bequemen Storchneße. Der Wind aber fuhr wie ein Bliß in die hängende Wäsche und baumelte sie lustig hin und her. Die alte Waschfrau trat aus ihrer Hütte, fühlte ein Hemd nach dem andern an und schmunzelte vergnügt: „Wenn der Wind noch ein halb Stündchen so fort bläst, dann ist meine Wäsche trocken; ich kann sie auf die Mandel schaffen und habe einen halben Thaler verdient. Ja, der Wind ist mir so lieb, wie ein Sohn.“

Franz hörte, wie der Wind vor Freuden laut lachte und er sah, wie er immer lustiger die Wäsche auf der Leine hin und her schaukelte. Plötzlich aber ertönte die Sturmglocke von vielen Dörfern her, die im Thale an dem Flusse lagen. Auch der Wind hatte es gehört. Wie ein Pfeil flog er hoch hinauf in die Luft und schaute sich um. Nach einigen Minuten

war er wieder unten bei Franz und rief voll Ungeduld: „Schnell, schnell auf den Drachen! Im Thale ist ein Wolkenbruch gefallen und die Dörfer stehen unter Wasser. Da giebt's Arbeit vollauf für mich. Ich muß die Wasser vertreiben helfen, und trocknen, was zu trocknen geht!“

Franz haspelte sich erschrocken aus dem warmen Storchneste heraus und setzte sich auf den Drachen. Der Wind zog an; schon waren sie ein großes Stück weit gefahren, da schwankte der Knabe; der Bindfaden war gerissen und pfeilschnell stürzte der Drachen mit seinem Reiter dem Boden zu. Franz stieß einen lauten Schrei aus.

„Aber Fränzchen! Was hast Du nur heut in der Nacht gehabt? Und jetzt bist Du gar aus dem Bette gefallen! Armer Junge.“

Diese Worte sprach Franzens Mutter und hob ihren Sohn auf. —

Denkt nur, Franz hatte diese ganze Geschichte geträumt. Lange konnte er gar nicht zu sich kommen und überall sah er sich um. Ja, er hatte wirklich geträumt, denn im Fenster war kein Loch und der Drachen hing ganz ruhig an der Wand; aber die Stiefeln waren richtig an Franzens Beinen; die mußte er im Schlafe angezogen haben.

Draußen schien die Sonne gar freundlich und der Vater sagte beim Frühstück: „Heute gehen wir gewiß ins Tiefenthal und Du kannst die Stiefeln gleich an den Füßen behalten.“

Franz dankte dem Vater und der Mutter gar freundlich, aber im Stillen dachte er: „Ich bliebe auch gern zu Hause, wenn der Wind sauste und brauste; denn er meint es doch gar zu gut mit den Menschen.“ —

Auf dem Spaziergange erzählte Franz seinen Traum den guten Eltern und sie lachten gar herzlich über die lustige Fahrt auf dem Drachen.



H/M 257 050

Internationale Jugendbibliothek



047002147072

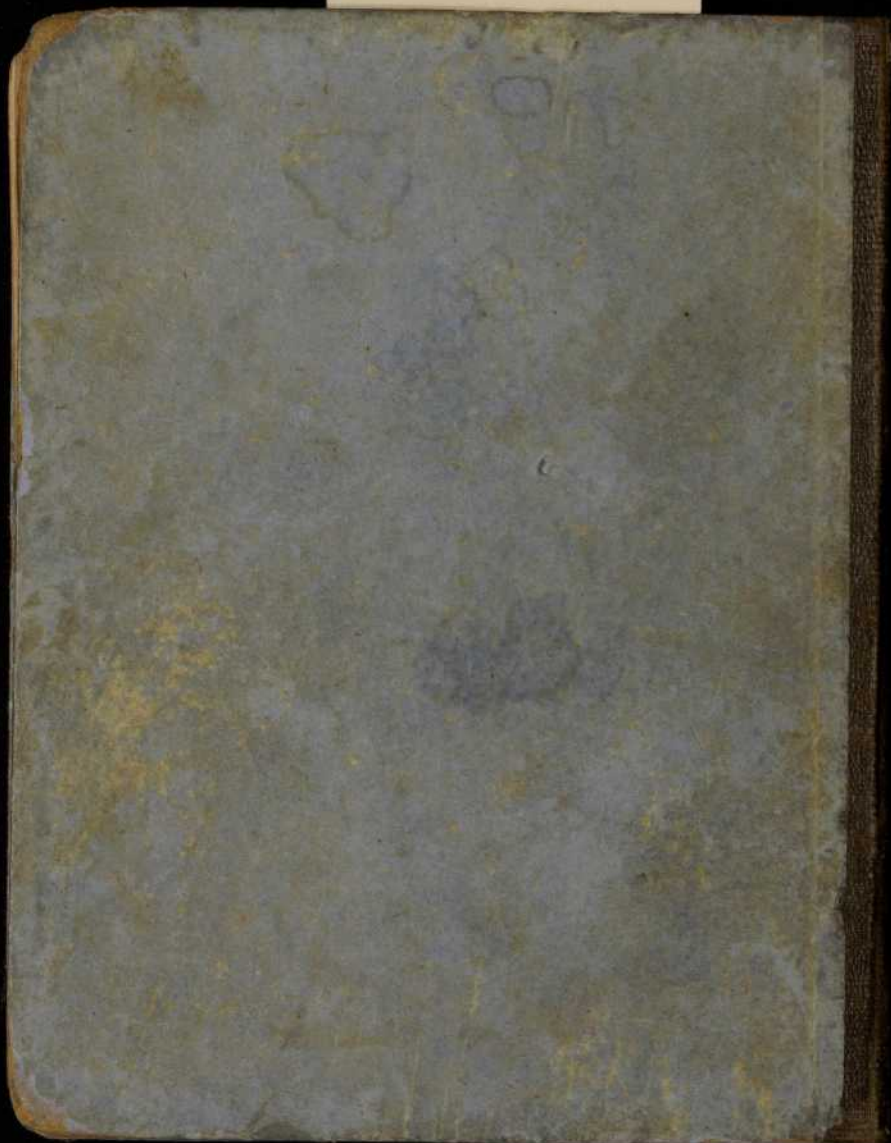
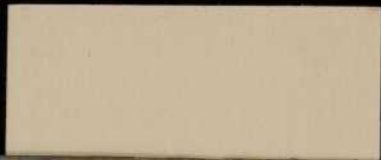
M/K

05

EJK. —

beginn, k. B. u. r.

[H. A. 30]



Das Buch
vom
Onkel Töpsel
für
kleine und größere Kinder.

Verschen und Geschichten
von
Julius Zähler,
Verfasser von „Herr und Madame Bernegros“, „Robinson's Thierbude“,
„der zoologische Garten mit Thieren aller Arten“ u. s. w.

Bunte Bilder
von
Fedor Flinzer in Chemnitz.

Chemnitz.
Verlag von Eduard Focke.



[+1865]

